

Ausgabe 11 | 2016

«Kinderdemenz»:

Wer rettet Klara?

Seite 40

CURAVIVA

Fachzeitschrift Curaviva

Verband Heime & Institutionen Schweiz



Nachhaltigkeit

Verantwortungsbewusst, sorgfältig und empathisch leben

pistor
Profit

**Top Qualität zu
unschlagbaren Preisen.**

Sie profitieren von einer ausgewählten Produktpalette
zu dauerhaft attraktiven Preisen!



Früchte
tiefgekühlt



Gemüse
tiefgekühlt



Kartoffelprodukte
tiefgekühlt



Geflügel
tiefgekühlt



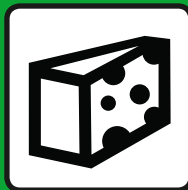
Fisch
tiefgekühlt



Charcuterie | Wurst-
waren gekühlt



Milchprodukte
gekühlt



Käse- | Eiprodukte
gekühlt



Nüsse | Trocken-
früchte | Mehl



Konserven



Teigwaren



Öle | Pilze



Getränke



Papierwaren |
Gebrauchsartikel

Über 100 Top Angebote warten auf Sie:
www.pistor.ch/pistorprofit

«Schaffen wir Nachhaltiges, auf dass kommende Generationen sich daran freuen können.»



Beat Leuenberger

Chefredaktor

Liebe Leserin, lieber Leser

Es gibt Begriffe, die machen eine schnelle und steile Karriere. «Nachhaltigkeit» ist einer dieser Begriffe. Zwar redet man von Nachhaltigkeit seit über 200 Jahren. Aber erst vor relativ kurzer Zeit hat der Begriff sein ursprüngliches Revier verlassen und ist von der Forstwirtschaft in fast alle menschlichen Tätigkeitsgebiete vorgedrungen – mit einiger Wucht. Vor allem in der Politik gehört «Nachhaltigkeit» inzwischen zum Standardvokabular: Bildungspolitik hat nachhaltig zu sein, auch Siedlungs- und Raumpolitik, Gesundheitspolitik ebenso und Umweltpolitik ohnehin.

«Nachhaltigkeit», das ist auch die Antwort auf unsere Verbraucher- und Konsummentalität, auf unseren sorglosen Umgang mit Ressourcen. Der Bericht des Club of Rome über die «Grenzen des Wachstums» vor bald fünfzig Jahren – am Ende der ersten Nachkriegshochkonjunktur – darf man als Geburtsstunde der modernen Nachhaltigkeit ansehen. Dabei ist gar nicht so neu, was Wachstumskritiker und Grüne seit den frühen Siebzigerjahren fordern: den sorgfältigen Umgang mit unserer Umwelt.

Über Jahrhunderte war dieser sorgsame Umgang selbstverständlich gewesen. Technik, Produktionsbedingungen und Handel hatten noch nicht die materiellen Ressourcen geschaffen, die den Menschen einen bedenkenlosen Umgang mit Nahrungsmitteln, mit Baumaterialien oder Brennstoffen erlaubt hätten. Zuerst merkte man beim Rohstoff Holz, dass eine unregelte Ausbeutung der Wälder schwerwiegende Konsequenzen haben könnte. So verständigte man sich im 19. Jahrhundert darauf, die Wälder in ihren Ausdehnungen zu belassen. Will heissen: Was abgeholzt wurde, musste wieder aufgeforstet werden. Als Nutzer stand man in der Schuld, den Wald als Ganzes zu erhalten.

Dieses Prinzip macht bis heute die Nachhaltigkeit aus: Wir nutzen Ressourcen, sorgen aber dafür, dass das System erhalten bleibt, dass es sich regenerieren kann. So werden künftige

Generationen dieselben Bedingungen vorfinden wie die vorangegangenen. Nachhaltigkeit hört also nicht bei uns und unserer beschränkten Lebenszeit auf, sie ist auch der Lebenszeit kommender Generationen verpflichtet.

Selbstverständlich: Uns stehen heute technische Möglichkeiten zur Verfügung, die helfen, nachhaltig mit unserer Umwelt umzugehen. Doch damit wir sie auch tatsächlich nachhaltig einsetzen können, müssen wir die Ziele kennen. Darum geht es in der Novemberausgabe der Fachzeitschrift von Curaviva: dass bei allem, was wir tun, im Hintergrund die Frage steht, ob wir auch im Interesse unserer Nachfahren, im Interesse einer intakten Umwelt handeln.

Das heisst am Ende nichts anderes, als zu akzeptieren, dass unser individuelles Leben nur von kurzer, das Leben der Menschheit aber hoffentlich noch von einiger Dauer ist. Wir freuen uns an dem, was Menschen vor tausend, vor fünfhundert, vor zweihundert oder hundert Jahren geschaffen haben. Sie haben dabei kaum von «Nachhaltigkeit» geredet. Aber sie haben Nachhaltiges geschaffen. Schaffen auch wir Nachhaltiges, auf dass kommende Generationen sich daran freuen können. ●

Neu, nouveau



Fachzeitschrift Curaviva
Revue spécialisée Curaviva

App

Für individuelle Wohnformen im Alter.

In fünf Alterszentren und in der Tagesbetreuung Lindenhof bieten wir persönliche Betreuung und attraktive Ausbildungsplätze. www.buespi.ch



*Viel mehr
als ein Spital*



Bürgerspital Basel

tramapack VERPACKUNGEN
FÜR INDUSTRIE
UND WERBUNG



Spitäler und Alters – und Pflegeheime

SÄCKE FÜR SPEZIALABFÄLLE
UND INFEKTIOSE ABFÄLLE

PATIENTEN-EFFEKTEN-TASCHEN

NACHTTISCHBEUTEL

*Diese Produktreihe ist
für die Spitalhygiene und für
Pflegepersonal bestimmt.*



Andrea Pellitteri

Ihr Ansprechpartner
für weitere Auskünfte,
ein Angebot oder
ein persönliches Gespräch
+41 (0)79 939 57 15
a.pellitteri@tramapack.com

**Seit mehr als 40 Jahren
im Dienste des Gemeinwesens**

Manuela Aneas



Alterszentrum Lanzeln



Klara



Inhaltsverzeichnis

Nachhaltigkeit

«Gewalt und Egoismus lohnen sich schliesslich nicht»
Nachhaltigkeit setzt die Fähigkeit zu Empathie, Sorgfalt und Rücksicht voraus. Wie Jugendliche mit schwierigen Lebensbiografien eine nachhaltige Lebensstrategie lernen, erklärt die Fachfrau. 6

Nachhaltige Kühltechnik

Kühltechnik ist energieintensiv. Wie in einer Grossküche trotzdem ökologisch nachhaltig gekühlt werden kann, zeigt das Beispiel der Spital Simmental-Thun-Saanenland AG. 10

Lebens- und Arbeitsqualität

Dass Nachhaltigkeit in einem Alters- und Pflegeheim mehr ist als ausgeklügelte Bautechnologie, zeigt das Alterszentrum Lanzeln in Stäfa ZH. Es berücksichtigt auch «weiche» Faktoren. 14

Novum in der Schweiz: Umweltfreundlich und barrierefrei

Die neue Tagesstätte in Stans NW ist nach neuesten Erkenntnissen von Bauökologie und Behindertengerechtigkeit gebaut worden. Sie kann als Muster für andere derartige Bauten dienen. 19

Gut qualifiziert und erfahren

Nachhaltigkeit ist nur möglich, wenn die richtigen Leute am richtigen Ort das Richtige tun. Aus- und Weiterbildung des Personals sind darum für die Heime von grosser Bedeutung. 22

Vierte Säule der Altersvorsorge

Vorsorge ist ein wichtiger Aspekt der Nachhaltigkeit. Vorsorgen für das Alter kann man nicht nur mit Geld. Man kann auch ein Zeitkonto anlegen. Wie das geht, zeigt das Projekt Kiss. 26

Mit Fantasie und Geschick

Wohnlichkeit ist wichtig in einem Heim. Dazu gehören saisongerechte Dekorationen. Viele schon vorhandene Dinge lassen sich zu unterschiedlichen Anlässen unterschiedlich verwenden. 28

Trost im Werden und Vergehen

Warum arbeiten alte Menschen gerne und häufig im Garten? Der Garten kann Trost spenden, wenn wir uns der eigenen Vergänglichkeit immer bewusster werden. 32

Lebensqualität im Garten

Der Pigna-Park in Kloten ZH ist ein einmaliger Erlebnisraum für Menschen mit einer Behinderung. Er ist ein Garten des Seins. 34

Kinder und Jugendliche

Die Geschichte von Klara
«Kinderdemenz» ist eine äusserst seltene Krankheit. Jetzt gibt es ein Medikament dagegen. Doch die Herstellerfirma will es einer betroffenen Familie für ihr Kind nicht zur Verfügung stellen. Auch aus nachvollziehbaren Gründen. 40

Journal

Carte blanche 49
Kurznachrichten 49
Stelleninserate 25, 30

Titelbild: Auch ein mächtiger Baum fängt klein an. Er braucht Pflege und Schutz, damit er gross werden kann. Nachhaltigkeit verpflichtet uns, sorgfältig mit natürlichen Ressourcen umzugehen. Foto: Keystone

Impressum Redaktion: Beat Leuenberger (leu), Chefredaktor; Claudia Weiss (cw); Anne-Marie Nicole (amn); Urs Tremp (ut) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: CURAVIVA – Verband Heime und Institutionen Schweiz, 2016, 87. Jahrgang • Adresse: Hauptsitz CURAVIVA Schweiz, Zieglerstrasse 53, 3000 Bern 14 • Briefadresse: Postfach, 3000 Bern 14 • Telefon Hauptnummer: 031 385 33 33, Telefax: 031 385 33 34, E-Mail: info@curaviva.ch, Internet: www.fachzeitschrift.curaviva.ch • Geschäfts-/Stelleninserate: Ringier Axel Springer Schweiz AG, Fachmedien, Förllibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich, Telefon: 043 444 51 05, Telefax: 043 444 51 01, E-Mail: markus.haas@fachmedien.ch • Stellenvermittlung: Telefon 031 385 33 63, E-Mail: stellen@curaviva.ch, www.sozjobs.ch • Satz und Druck: AST & FISCHER AG, New Media and Print, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 031 963 11 11, Telefax: 031 963 11 10, Layout: Susanne Weber • Abonnemente: Natascha Schoch, Telefon: 041 419 01 60, Telefax: 041 419 01 62, E-Mail: n.schoch@curaviva.ch • Bestellung von Einzelnummern: Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@curaviva.ch • Bezugspreise 2014: Jahresabonnement Fr. 125.–, Einzelnummer Fr. 15.–, inkl. Porto und MwSt.; Ausland, inkl. Porto: Jahresabonnement Fr. 150.–, Einzelnummer keine Lieferung • Erscheinungsweise: 11x, monatlich, Juli/August Sommerausgabe • Auflage: Druckauflage 4000 Ex., WEMF/SW-Beglaubigung 2013: 3000 Ex. (Total verkaufte Auflage 2911 Ex., Total Gratisauflage 89 Ex.), Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe. ISSN 1663-6058

Manuela Aneas über die Aufgabe, Kindern und Jugendlichen Empathie zu lehren

«Auf Dauer lohnen sich Gewalt, Skrupellosigkeit und Egoismus nie»

Nachhaltigkeit setzt die Fähigkeiten zur Sorgfalt, zum Respekt und zur Empathie voraus. Was tun, wenn es Kindern und Jugendlichen daran mangelt? Ein Gespräch mit der Sozialpädagogin Manuela Aneas*.

Interview: Urs Tresp

Frau Aneas, haben Sie in Ihrer Arbeit als Sozialpädagogin schon Kinder oder Jugendliche kennengelernt, die hoffnungslos destruktiv waren – destruktiv gegenüber anderen Menschen, destruktiv gegenüber der Umwelt und destruktiv auch gegenüber sich selbst?

Manuela Aneas: Natürlich bin ich als Sozialpädagogin immer wieder Jugendlichen begegnet, die auf den ersten Blick den Eindruck machten, als seien sie überhaupt nicht empathiefähig und würden nur an sich denken, nur mit sich beschäftigt, destruktiv und aggressiv sein.

Und auf den zweiten Blick?

Wenn ich etwas genauer hingeschaut und über längere Zeit mit diesen jungen Menschen gearbeitet habe, dann habe ich ge-

merkt, dass die Aggression und die destruktive Haltung nie die ganze Persönlichkeit ausmachen.

Die meisten Menschen, auch Kinder und Jugendliche, versuchen, bei anderen Menschen sympathisch und einnehmend anzukommen. Warum tun dies aggressive und destruktive Kinder und Jugendliche nicht?

Es bedingt ein entsprechendes Milieu, damit man Empathie lernen, Empathie entwickeln kann. Schon ein kleines Kind spürt dieses Milieu. Wenn es Menschen um sich hat, die es gerne haben, die ihm Sicherheit und Geborgenheit geben, entwickelt es die Fähigkeit zur Empathie. Wenn das fehlt, muss ein Kind andere Strategien entwickeln, um in der Welt gehört und wahrgenommen zu werden.

«Aggressive Kinder lernen früh, dass sie sich nur auf sich selbst verlassen können.»

Es wird aggressiv und destruktiv?

Nicht in jedem Fall. Aber oft haben diese Menschen erfahren, dass Aggressivität und Destruktivität auch hilfreiche Strategien sein können, um sich zu schützen.

Wie denn?

Wer für sich selbst schauen muss und keine Unterstützung aus der Umgebung bekommt, für den ist Aggressivität eine Strategie, um durchs Leben zu kommen. Ich denke da vor allem an Kinder und Jugendliche, die von Verwahrlosung betroffen sind. Sie lernen früh, dass sie sich nur auf sich selbst verlassen können. Das sind junge Menschen, deren Gefühle in der allernächsten Umgebung nicht wahrgenommen werden. Da ist es naheliegend, dass man nicht zuerst auf die Gefühle anderer eingeht, sondern zuerst auf sich selbst schaut.



* **Manuela Aneas**, 40, ist Dozentin und Kursleiterin an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern. Die Sozialpädagogin FH hat sich zur Gewaltberaterin weitergebildet. Sie führt Mandate im Bereich der Gewaltprävention und der Arbeit mit Täterinnen und Tätern.



Aggression, Ohnmacht, Verlassenheit: «Wenn ein Kind oder ein Jugendlicher aus einer krisenhaften Situation kommt, dann braucht so jemand vor allem einmal Stabilität.»

Foto: iStock

Grundsätzlich wünschen aber auch diese verwaahlsten Kinder und Jugendlichen, dass sie mit ihren Gefuehlen an- und ernst genommen werden?

Davon gehe ich aus, ja. Jeder Mensch wuenscht sich Anerkennung, Bestaetigung, Zuwendung von aussen. Es ist ja sehr interessant bei Jugendlichen: Wenn sie sich auffaellig und sehr egoistisch zeigen, ist das auch ein Zeichen, dass sie Aufmerksamkeit suchen.

Wie bringt man diesen Menschen bei, dass eine aggressive und destruktive Strategie nicht unbedingt die beste ist, um zu dieser Zuwendung zu kommen?

Diese Menschen brauchen zuerst vor allem einmal Stabilitaet. Wenn ein Kind oder ein Jugendlicher aus einer krisenhaften Situation kommt, dann muessen wir als Sozialpaedagoginnen und Sozialpaedagogen anerkennen, dass fuer so jemanden Aggressivitaet im Moment die beste Strategie ist. Das ist sozial zwar >>

nicht sehr anerkannt. Aber man lernt ja nicht von heute auf morgen, sich anders zu verhalten.

Wie stabilisiert man einen solchen Jugendlichen?

Wir zeigen ihm oder ihr, dass es auch noch andere Möglichkeiten des Miteinanders gibt, als er oder sie sich das vielleicht gewohnt ist.

Das verlangt von den Kindern und Jugendlichen die Einsicht, dass andere Strategien erfolgreicher und besser sind als aggressive und destruktive.

Es ist unsere Aufgabe, dieses Verständnis zu schaffen, sie dabei zu unterstützen, neue Strategien zu entwickeln, ja.

Wie machen Sie das?

Indem wir diesen Kindern und Jugendlichen andere und für sie oft neue Modelle zeigen, wie sie miteinander, aber auch wie sie mit sich selbst umgehen können. Sie erfahren und lernen: Aha, so kann ich auch reagieren.

Wenn die Kinder und Jugendlichen nicht einsehen wollen oder können, dass es andere Strategien gibt, und sie weiter einen aggressiven und destruktiven Weg wählen: Muss man sie dann bestrafen?

Mit Strafen kommt man meist nicht weit. Eine klare und konsequente Haltung ist erforderlich – gerade im Umgang mit Grenzverletzungen. Und wir müssen ihnen erklären, was Grenzverletzungen sind, was nicht geht im Umgang mit anderen. Diese Kinder und Jugendlichen müssen oft lernen, dass auch andere Menschen Emotionen haben, dass sie diese Emotionen durch ein bestimmtes Verhalten verletzen. Oft fehlt Kindern und Jugendlichen aus verwahrlosten Verhältnissen die Fähigkeit, sich in andere Menschen einzufühlen.

Wir reden nun vor allem vom Verhalten des Einzelnen gegenüber anderen Menschen. Wie bringt man einem aggressiven Kind oder Jugendlichen bei, dass man auch Dinge nicht einfach kaputt schlagen soll, dass auch Gegenstände ein Recht haben, unbeschädigt zu bleiben?

Vielleicht muss ich zuerst ganz grundsätzlich etwas sagen: Aggression ist ja nicht per se etwas Negatives. In der Aggression steckt auch positive Energie. Ohne ein gesundes Mass an Aggression kann ich mich nicht abgrenzen und für mich einstehen. Wo Aggression aber zu gewalttätigem Verhalten führt, dass zum Beispiel ein Eisenbahnwagen zertrümmert oder ein öffentlicher Bus zerstört wird, steckt oft eine Frustration dahinter. Zuweilen ist es auch eine bestimmte Form, um auf sich aufmerksam zu machen. Auch da geht es wieder um eine Strategie, die jemand wählt. Und auch die ist abhängig vom Gesamtkontext: Wo komme ich her, was hat mich geprägt, wer begleitet mich? Welche Erfahrungen habe ich gemacht? Dort lernt man diese Strategien.

Wenn Sie sagen, dass Aggression nicht per se schlecht ist, dann ist es die Aufgabe der Sozialpädagogik, Aggressionen in die richtigen Bahnen zu lenken?

Ja. Man muss in einer Institution von allem Anfang an klarmachen, dass Gewalt nicht geduldet wird: Nulltoleranz! Das heisst allerdings auch, dass Aggression und Gewalt nicht gleichgesetzt werden und wir als Professionelle einen Umgang mit dem Phänomen Gewalt entwickeln. Wir laufen Gefahr, dass wir jemanden, der Gefühlsausbrüche lautstark kundtut oder aus einer Ohnmacht heraus laut wird, herumschreit oder etwas

herumschmeisst, vorschnell als gewalttätig einstufen. Doch das ist noch nicht gewalttätig. Ich darf aber in jedem Fall die Kinder und Jugendlichen nicht allein lassen bei aggressiven Ausbrüchen – und auch nicht bei Gewalttätigkeiten.

Was ist zu tun?

Ich bin zutiefst überzeugt, dass auch aggressive und destruktive Kinder und Jugendliche fähig sind, ihr Verhalten zu ändern. Darin müssen wir sie unterstützen.

Das braucht aber die Einsicht der Kinder und Jugendlichen?

Es braucht die Bereitschaft dazu.

Ist sie immer vorhanden?

Wenn die Kinder und Jugendlichen einen Sinn dahinter sehen, das Verhalten zu ändern, dann ja.

Und wie erklären Sie jemandem, dass gewaltfreie Strategien sinnvoller sind als gewalttätige?

Zum Teil läuft das natürlich über das Aufzeigen gesellschaftlicher Sanktionen. Wir müssen den Kindern und Jugendlichen zeigen und sie erfahren lassen, dass die Gesellschaft gewisses Verhalten nicht toleriert und sie darum auch sanktioniert.

Mit Einsicht hat das aber noch nicht viel zu tun.

Es wäre falsch, die Realität der Gesellschaft aussen vor zu lassen. Im sozialpädagogischen Alltag bewege ich mich in diesem gesellschaftlichen Kontext. Und ich habe die Möglichkeit, die mir anvertrauten Menschen darin zu begleiten, bisher bewährtes Verhalten zu überprüfen und gegebenenfalls zu verändern. Das wäre dann die Einsicht. Fehlt diese gänzlich, können drohende Sanktionen unter Umständen dennoch Entscheide beeinflussen. Bevor jemand einem anderen ins Gesicht schlägt, geht ihm durch den Kopf: Das kann unangenehme Konsequenzen für mich haben – und er zieht die Hand wieder zurück.

Für jemanden, der Gewalt als Lebensbewältigungsstrategie gelernt und gewählt hat, spielt dieser Reflex aber vielleicht schon längst nicht mehr.

Dann müssen wir daran arbeiten, dass jemand aus dieser Strategie aussteigen kann.

Und wie erreichen Sie das?

Wir müssen diesen Kindern und Jugendlichen zeigen, dass es schliesslich lohnenswerter ist, das Leben ohne Gewalt zu bewältigen.

Ist Gewaltfreiheit denn tatsächlich immer lohnenswerter? Besteht nicht die Gefahr, dass die Friedfertigen, wenn sie die

«Die meisten Menschen haben den Wunsch, irgendwie konform zu leben.»

Strategien von Gesprächen und Verhandlungen anwenden, von anderen Menschen ganz ohne physische Gewalt, aber mit Hinterlist und faulen Tricks ausgenutzt und betrogen werden?

Wenn jemand feststellt, dass für ihn die Gewaltstrategie lohnenswerter ist, dann bleibt er wohl dabei. Ich habe allerdings bei der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen kaum je einmal jemanden erlebt, der nicht darunter gelitten hätte, dass er gewalttätig werden kann. Denn nach jeder Gewalttat gibt es für praktisch alle Menschen einen Moment des schlechten Gewissens oder der Scham. Da müssen wir mit der sozialpädagogischen Arbeit ansetzen. Denn es ist für gewalttätige Menschen sehr erleichternd, wenn sie in diesem Moment erfahren, dass jemand da ist, der sie ernst nimmt und nicht einfach ablehnt. Ich lehne als Sozialpädagogin die Tat zwar ab, nicht aber den Menschen. Ich traue ihm zu, dass er sich verändern kann. Darin liegt in der Arbeit mit schwierigen Kindern und Jugendlichen ein grosses Potenzial.

Ist es denn auch eine Frage der Intelligenz, dass jemand Empathie und Sorgfalt im Umgang mit Menschen und Dingen lernen kann?

Wenn es so wäre, würde dies ja bedeuten, dass Menschen, die weniger intelligent sind, nicht oder in geringerem Mass empathiefähig sind. Das stimmt natürlich nicht. Es gibt auch hochintelligente Menschen, die völlig empathieunfähig sind. Die Geschichte kennt viele solch skrupellose Figuren. Viel entscheidender als die Intelligenz sind die gemachten Erfahrungen und das Milieu, in dem man aufgewachsen ist. Das ist das, was man verinnerlicht hat. Bereits kleine Kinder entwickeln eine Grundbasis dafür, empathisch zu sein. Intelligenz alleine ist demnach noch kein Garant für Empathie.

Mit Skrupellosigkeit kann man es tatsächlich sehr weit bringen. Warum also soll jemand nicht die Skrupellosigkeit zur Lebensstrategie machen?

Tatsächlich ist Skrupellosigkeit, vor allem wenn sie mit wirtschaftlichem Erfolg einhergeht, gesellschaftlich wenig geächtet. Aber wir sehen ja nicht, ob diese Menschen auch privat so sind. Ich glaube, auf Dauer lohnen sich Gewalt, Skrupellosigkeit, Egoismus nie. Es braucht die Fähigkeit zur Empathie, damit die Menschen zufrieden mit anderen zusammenleben und in der Lage sind, Konflikte zu lösen.

Aber beruflich und gesellschaftlich kann Rücksichtslosigkeit durchaus lohnenswert sein.

Ja, aber auch nur zu einem bestimmten Preis. Man kann zum Beispiel kriminell sehr reich werden, lebt aber immer mit dem Risiko, dass man dafür bestraft wird. Wie gesagt: Auch das kann eine Lebensstrategie sein. Aber sie ist doch eher selten. Denn die meisten Menschen haben den Wunsch, irgendwie

konform zu leben und damit die Anerkennung der Umgebung zu bekommen.

Gilt das auch für Kinder und Jugendliche?

Ja. Nicht immer merken wir die Veränderungen unmittelbar. Manchmal zeigen sich diese viel später. Aber es ist interessant, dass bei Jugendlichen die erste grosse Liebe zum Beispiel ganz viel bewirken kann. Plötzlich wird es sehr bedeutsam, wie sie sich einfühlen und was sie beim Gegenüber auslösen.

Die meisten Kinder, die in einem Heim leben, verbringen ja das Wochenende in der angestammten Familie. Was bedeutet dies für Ihre Arbeit?

Diese Kinder müssen sich tatsächlich oft in zwei Lebenswelten bewegen. Wichtig für die Heime ist, dass sie Elternarbeit machen, damit es zu einer Annäherung dieser Milieus kommt. Wir respektieren, dass es in der angestammten Familie eine andere Lebenswelt gibt. Aber wenn wir sehen, dass Kinder Schaden nehmen, dann müssen wir dies mit den Eltern ansprechen – nicht anklagend, sondern als Angebot und unterstützend.

Sind die Eltern denn bereit, nach oft vielen Jahren ihre Lebensstrategien zu ändern?

Ich bin immer wieder sehr erstaunt, wie viel möglich ist – wenn man sich Zeit nimmt, eine tragfähige Basis zu schaffen und Eltern auch zu spüren gibt, dass sie trotz allen Schwierigkeiten die Expertinnen und Experten für ihre Kinder sind.

Das tönt sehr optimistisch.

Wir sehen natürlich nicht in alle Familiensysteme hinein. Vieles wird auch aus Scham verschwiegen. Aber wir merken natürlich, wenn Dinge nicht gelöst sind, die die Eltern überfordern. Wer mit sich selbst überfordert ist, der ist es erst recht in der Erziehung der Kinder. Wir haben immer wieder mit Eltern zu tun, die durch psychische Krankheiten, durch Sucht, durch massive Schicksalsschläge aus der Bahn geworfen sind.

Haben diese Eltern denn überhaupt die Kraft, Ihr Angebot anzunehmen?

Wir haben den Eltern nicht vorzuschreiben, was sie wie zu tun haben. Zuweilen müssen wir aber Grenzen aufzeigen – zum Wohl und zum Schutz des Kindes. Aber ich stelle immer wieder fest, dass vieles möglich ist. Doch es braucht Zeit und eine wertschätzende, respektvolle Haltung. Da ist auch die Empathiefähigkeit der Sozialpädagogen gefragt.

Wann dürfen Sie von einer gelungenen Intervention reden?

Ich brauche gerne den Fachbegriff des «gelingenderen Alltags», den der deutsche Erziehungswissenschaftler und Sozialpädagoge Hans Thiersch geprägt hat. Danach gelingt der Alltag besser, wenn Kinder und Jugendliche fähig sind, sich darin zu rechtzufinden, mitzubestimmen, zufrieden zu sein; wenn sie auch im geschützten Rahmen die Möglichkeit haben, auszuwählen, was für sie das Beste ist; und wenn sie diese Strategie mitnehmen in ihr Leben. Kurz: Wenn sie integriert sind im Leben und in der Gesellschaft und uns nicht mehr brauchen. ●

«Nach jeder Gewalttat gibt es einen Moment des schlechten Gewissens.»

«Skrupellosigkeit ist gesellschaftlich nicht geächtet, wenn sie mit wirtschaftlichem Erfolg einhergeht.»

Die Spital Simmental-Thun-Saenenland AG arbeitet mit umweltfreundlicher Kühltechnik

Temperatur-Controlling gewährleistet Lebensmittelsicherheit

Vor Jahresfrist hat die Spital Simmental-Thun-Saenenland AG eine total erneuerte Küche in Betrieb genommen. Gegen 50 Küchenangestellte produzieren täglich über 1000 Mahlzeiten. Modernste, umweltfreundliche Kühltechnik ist das Rückgrat der Grossküche.

Von Daniel Vonlanthen

Es herrscht schon frühmorgens eine betriebsame Hektik, die ihren Höhepunkt gegen Mittag erreicht. Täglich wollen im Spital Thun rund 260 Patientinnen und Patienten und einige hundert Angestellte gepflegt sein. Das Küchenpersonal trägt weisse Berufskleider, die Ärmel sind hochgekrempt. An Rüsttischen und der Anrichte wird gearbeitet; Jungköche eilen in einen Lager- raum oder in eine der vielen Kühlzellen. Der Leiter der Küche, Ernst Jaussi, steht normalerweise nicht selber am Herd. Gerade befindet er sich auf dem Weg zur Eingangspforte, wo sich gewissermassen die Schlüsselstelle des Warenumschlags befindet. Jaussi erklärt das Prinzip, das grösstmögliche Frische und Qualität garantiert: «Wir bestellen jeweils nur die Mengen des täglichen Bedarfs bei unseren regionalen Lieferanten.»

Kleine Lücke in der Kühlkette

Ein kurzer Unterbruch in der lückenlosen Kühlkette ist bei der Entgegennahme von gekühlten und tiefgekühlten Lebensmitteln unvermeidlich. «Dieser dauert maximal fünf Minuten», sagt Jaussi. In dieser Zeit nehmen gekühlte Produkte keinen Schaden. Alle angelieferten Waren werden fein säuberlich protokolliert; die Lieferscheine lückenlos abgelegt und abgestempelt, damit der Anspruch auf Rückverfolgbarkeit erfüllt werden

kann. Wie der Name sagt, müssen Frischprodukte frisch sein, was bedeutet: Der Lieferant haftet für die Einhaltung der gesetzlich vorgeschriebenen Temperaturen. Diese sind in der Hygieneverordnung des Bundes detailliert geregelt. In Art 41, Abs 6, heisst es beispielsweise: «Sind Fischereierzeugnisse zum Tiefgefrieren bestimmt, so müssen sie so rasch als möglich tiefgefroren und so gehalten werden. Die Lagerräume müssen mit Temperaturschreibern ausgestattet sein, deren Temperaturfühler im wärmsten Bereich des Raumes angebracht sind.»

Stichproben zur Qualitätssicherung

Der Leiter der Spitalküche lässt die Temperaturen wöchentlich durch unangekündigte Messungen kontrollieren. Hierzu steht ein Infrarot-Kerntemperatur-Thermometer zur Verfügung. Für tiefgefrorene Produkte beträgt die Höchsttemperatur minus 18 Grad. Bei angeliefertem Fleisch darf die Temperatur plus 7 Grad nicht übersteigen. «Stimmen diese Werte nicht, muss

der Lieferant die Waren zurücknehmen», ergänzt Ernst Jaussi. Seit Inbetriebnahme der neuen Küche vor einem Jahr sei dieser Fall aber nie eingetreten. Die Spitalküche wird zudem einmal jährlich und ohne Ankündigung vom kantonalen Lebensmittelinspektorat kontrolliert. Die Verantwortlichen müssen dokumentieren können, dass die Lebensmittelsicherheit gewährleistet ist. Dazu gehören alle

Prozesse und Tätigkeiten wie Warenannahme, Produktion, Transport, Temperaturcontrolling, Verwertung, Reinigung, Personalhygiene und -schulung.

Gute Erfahrungen mit Kältemittel CO₂

Nach der täglichen Anlieferung werden die Lebensmittel je nach Kühlbedarf zur Lagerung beziehungsweise Zwischenlagerung in eine der vorbestimmten Zellen gebracht. Die Gross-

**Der schädliche
Klimaeffekt des
natürlichen Kälte-
mittels ist um ein
Vielfaches geringer.**

Die Spital STS AG: Die Spital Simmental-Thun-Saenenland (STS) AG gewährleistet als Regionales Spitalzentrum in den Spitalbetrieben Thun und Zweisimmen die medizinische Versorgung für eine stetige Wohnbevölkerung von über 130000 Menschen und die Touristen in der Region. Über 1700 Mitarbeitende sorgen rund um die Uhr für das Wohl der Patientinnen und Patienten. Pro Jahr werden über 16000 stationäre Patienten behandelt und über 190000 ambulante Patientenbesuche verzeichnet. Nebst der medizinischen und pflegerischen Akutversorgung gewährleistet die Spital STS AG in ihrem Versorgungsgebiet den Ambulanz- und Rettungsdienst und die ambulante und tagesstationäre psychiatrische Versorgung. Hinzu kommen die Führung von verschiedenen Langzeitpflege- und Altersheim-Einrichtungen (Alterswohnen STS AG), das Engagement für die berufliche Eingliederung (BFK Thun) sowie die Beteiligung an der easyCab AG im Bereich der Behinderten- und Rollstuhltransporte in der Region Bern und erweiterten Umgebung.

küche verfügt über ein Dutzend Kühlzellen beziehungsweise Tiefkühlzellen, die zentral vom Kompressorenraum im Keller mit Kühlmittel versorgt werden. Das geschlossene System arbeitet mit dem Kältemittel Kohlendioxid (CO₂) als Trägermedium. Dieses strömt über die Leitungen flüssig zu den Kältezellen und gasförmig zurück. Die Kälte entsteht durch Verdampfung.

Der Leiter Facility Management und Vorgesetzte der Spitalküche, Andreas Meyer, ist stolz auf diese Anlage: «Die Art der Kühlung gilt heute als die umweltfreundlichste.» Der Stromverbrauch ist entsprechend geringer als bei herkömmlicher Kühltechnik. Der wichtigste Punkt ist aber: Der schädliche Klimaeffekt des natürlichen Kältemittels ist um ein Vielfaches geringer als bei synthetischen Stoffen. Für die Überwachung und den Unterhalt der Kühlanlage ist die Firma Alpiq InTec West AG verantwortlich, spezialisiert auf Gebäudetechnik und Gebäudemanagement. Die Alpiq InTec West AG ist in der Deutschschweiz westlich von Zürich tätig, insbesondere in Basel, Bern, Oberrhein, Deutschfreiburg und Solothurn.

Verluste von Kältemittel betragen wenige Gramm pro Jahr und liegen unter dem Grenzwert.

Automatische Fernüberwachung

Dutzende Sensoren versorgen die automatisierte Fernüberwachungsanlage mit den nötigen Informationen. Wenn beispielsweise die Temperatur in einer Kühlzelle irregulär ansteigt, alarmiert das System das spitaleigene Technikpersonal. «Zunächst schauen wir, ob alle Türen der Kühlzellen richtig verschlossen sind», berichtet Meyer. Ausserhalb der Arbeitszeiten des Technikpersonals alarmiert das System automatisch den Alpiq-Pikettdienst.

>>



«Die Art der Kühlung gilt heute als die umweltfreundlichste»: Andreas Meyer, Leiter Facility Management bei der Spital STS AG Thun, im Kompressorenraum, von wo die Kühlzellen (rechtes Bild) mit Kühlmittel versorgt werden.

Foto: dv

Führendes Rezept Heime und Spitäler

- PROFESSIONELL
- WIRTSCHAFTLICH
- FRISCH
- UMFANGREICH
- NACHHALTIG
- REGIONAL



Treibhausgas CO₂ dient dem Klimaschutz

In der Schweiz stehen Tausende stationärer Kälteanlagen in Industrie und Gewerbe in Betrieb, die während ihrer Lebensdauer eine beträchtliche Menge äusserst klimaschädlicher Stoffe an die Umgebung verlieren. Dies muss nicht sein: Neue Anlagen arbeiten mit klimafreundlichen Kältemitteln wie CO₂, Ammoniak oder Propan.

Die Stiftung Klik Klimaschutz und CO₂-Kompensation ist eine Branchengemeinschaft gemäss CO₂-Gesetzgebung. Sie wurde von der Erdölvereinigung als nicht gewinnorientierte Organisation gegründet mit dem Ziel, Treibhausgase zu reduzieren. Die Stiftung finanziert Firmen, die ihre Kältsysteme auf umweltfreundliche Kältemittel umrüsten. Je nach Anlagentyp beläuft sich der Förderbeitrag auf bis zu 40 Prozent der Investitionen.

Fluorierende Kohlenwasserstoffe (HFKW) und Fluorkohlenwasserstoffe (HFCKW) dienen heute immer noch als Kältemittel in Kühl- und Klimaanlageanlagen. FCKW ist seit einigen Jahren verboten. Die synthetischen Gemische entwickeln ein schädliches Treibhausgas, das zig-tausend Mal stärker ist als jenes von CO₂. Deshalb gilt ausgerechnet CO₂ als umweltfreundlich. Die Grossverteiler Coop und Migros setzen seit einigen Jahren auf dieses Kältemittel. Trotz fachgerechter Wartung und kor-

rekter Einhaltung von Betriebsvorschriften sind Pumpkreisläufe nicht absolut dicht; die Verluste können jährlich bis 20 Prozent ausmachen, rechnet die Stiftung Klik vor. Dies heisst die Klimaerwärmung weiter an. Alte Kältsysteme gelten als veritable Klimakiller. Doch auch einige der «neuen» Ersatzstoffe, zum Schutz der Ozonschicht entwickelt, sind schädlich fürs Klima. An der Klimakonferenz in der ruandischen Hauptstadt Kigali gelang nun kürzlich ein Durchbruch bei der weiteren Einschränkung dieser schädlichen Kältemittel.

Die Chemikalien-Risikoreduktions-Verordnung (ChemRRV) des Bundes regelt den Einsatz der wichtigsten Kältemittel. Für verbotene Stoffe gibt es Übergangsbestimmungen; für grössere Anlagen besteht eine Meldepflicht.

Kälteanlagen sind nicht nur klimaschädlich, sondern auch Energieschleudern: Der schweizerische Verein für Kältetechnik (SVK) hat zur Reduktion des Energieverbrauchs die Kampagne «Energieeffiziente Kälteanlagen Profrio» lanciert. Das Anreizsystem fördert die technische Optimierung von Kältesystemen. Nach Branchenangaben verbrauchen Kälte- und Klimaanlageanlagen in Industrie, Gewerbe und Dienstleistungsunternehmen gegen 8 Milliarden Kilowattstunden Strom pro Jahr, was etwa 14 Prozent des Elektrizitätsverbrauchs der Schweiz ausmacht.

Andreas Meyer ist HTL-Ingenieur in Haustechnik, seit zehn Jahren bei der Spital STS AG tätig und Chef von 150 Angestellten. Über den Energieverbrauch ist er bestens im Bild, gehen doch sämtliche Abrechnungen über seinen Tisch. Die Kühlung macht nur einen geringen Anteil des Stromverbrauchs aus. Die medizinischen Geräte in der Radiologie oder Radioonkologie verbrauchen vergleichsweise bedeutend mehr Elektrizität als Kompressoren.

Die Planung der Kühlanlage führte das Ingenieurbüro für Kältetechnik Frigo-Consulting AG Bern aus, nach eigenen Angaben führend in der CO₂-Technologie. Insbesondere Coop und Migros setzen bereits seit Jahren darauf. Doch selbst das

beste Kältsystem kann diffuse Verluste von Kältemittel nicht vermeiden. «Keine Anlage ist absolut dicht», betont Projektleiter Andreas Kurt. Verschweisste Chromstahlleitungen halten die Verluste jedoch auf einem Minimum. Diese betragen wenige Gramm pro Jahr und liegen weit unter dem Grenzwert.

Einen Nachteil hat Kohlendioxid als Kältemittel: Es ist giftig, farb- und geruchlos. Zum Schutz des Personals sind sämtliche Räume mit einem Alarmsystem ausgerüstet. Ist der Anteil CO₂ in der Luft zu hoch, darf der Raum nicht betreten werden. Meyer kann aber auch hier Entwarnung geben: «Wir hatten seit Inbetriebnahme nie einen Vorfall.» ●

Anzeige

Modulare Weiterbildung für Fach- und Führungspersonen in Heimen individuell – flexibel – zielorientiert

www.careum-weiterbildung.ch

Ohrensesselgespräch mit
Dr. Heinz Rüegger am 30.11.2016:
Selbstbestimmung am Lebensende

careum Weiterbildung

Im Alterszentrum Lanzeln in Stäfa ZH bedeutet Nachhaltigkeit nicht nur Energie sparen

Auch die «weichen» Faktoren wie Arbeitszufriedenheit zählen

Minergie und Solarzellen erfüllen im Alterszentrum Lanzeln in Stäfa strenge Vorgaben punkto Ökologie. Zudem setzten die Verantwortlichen auf eine flexible Bauweise, die einen Umbau ohne viel Aufwand erlaubt, und unkomplizierte Abläufe, die für viel Arbeitszufriedenheit sorgen.

Von Claudia Weiss

Elegant schmiegt sich das Alterszentrum Lanzeln in die Senke zwischen dem Ende des Bahnhofs Stäfa und dem Zürichsee. Ein schöner, moderner Bau, eine Art Klammer zwischen der verzettelten Häusersiedlung und dem See. In diesem Gebäude, ja im ganzen Betrieb steckt vom Boden bis zum Dach derart viel Nachhaltigkeit, dass Lanzeln von der Age-Stiftung den Age Award 2013 verliehen bekam. Dieser war aber «kein reiner Architekturpreis», wie die Stiftung in ihrem Dossier betonte. Vielmehr seien die «weichen» Faktoren berücksichtigt worden: «Wie gelingt es dem Gebäude, eine Wohn- und Gemeinschaftskultur herzustellen? Wie unterstützt die Architektur die tägliche Arbeit der Angestellten, die Betriebsabläufe und Prozesse? Und wie gelang es den Verantwortlichen, diese Anforderungen umzusetzen?» Ein Gang durch das Haus zeigt anschaulich: Nachhaltigkeit beschränkt sich längst nicht auf den Energieverbrauch. Zügig schreitet Zentrumsleiterin Marie-Louise Sarraj im dritten Stock von Haus B zur Dachterrasse und deutet durch die grossen Fenster auf die anderen, tiefer liegenden Gebäudeteile: «Erdsondenheizung, Minergiebauweise, und auf die Dächer kommt demnächst eine Fotovoltaikanlage, deren Strom dann ins Gemeindefeld eingespeist wird», zählt sie auf. Ein ener-

giefreundliches Haus, das vor sechs Jahren den dreissigjährigen, viel zu engen und verwinkelten Altbau ersetzt und inzwischen bereits eine Menge Energie eingespart hat. Sarraj hat während der jahrelangen Projekt- und Bauzeit intensiv mit dem Projektteam und dem Architekten Marco Giuliani zusammengearbeitet (siehe Kasten). Aus ihrer langen Tätigkeit im alten Haus wusste die Heimleiterin auch, was nützlich und gefragt ist. Darum hat sie immer wieder Ideen eingegeben, «und Herr Giuliani hat diese vorbildlich aufgegriffen und umgesetzt».

Energieeffizient, ästhetisch und umbaubar

Die Fassaden beispielsweise bestehen aus gedämmten Holzelementen, umgeben von einer Glasumhüllung, alles energieeffizient und ästhetisch zugleich. «Sehen Sie, jedes Zimmer hat einen Balkon», zeigt Sarraj. «Und dank den gläsernen Zwischenwänden bleibt die Privatsphäre gewahrt, indem niemand plötzlich auf den falschen Balkon spaziert, und dennoch können alle alteingesessenen Stäfner jederzeit auf ihren See schauen.» Ein Beitrag an ein wohliges Wohngefühl für die gegenwärtig 136 Bewohnerinnen und Bewohner; maximal hätten 142 Platz.

Die interessierten Heimleiter, Architektinnen und Baudelegationen aus ganz Europa, Australien und aus der ganzen Schweiz, die Heimleiterin Sarraj beinahe wöchentlich durch das

Haus führt, wenden zwar manchmal ein, dass wohl nur wenige betagte Menschen auf dem Balkon sitzen. Ihre Antwort lautet dann: «Erstens gewöhnen sich viele schnell daran und lernen ihren Balkon schätzen, erst recht, weil sie dank der schiebbaren getönten Glaswand einen Wind- und Sichtschutz haben. Zweitens vermittelt ein Zimmer mit Balkon ein viel besseres Wohngefühl. Kann der aktuelle Bewohner den Balkon nicht nutzen, dann kann das sicher der nächste.»

Die Aussenwände sind tragend, so können die Zimmer einfach zusammengebaut werden.



Ökologie und Ästhetik vereint: Das Alterszentrum Lanzeln in Stäfa mit glasverkleideten Balkonen. Ein geschützter Demenzgarten gehört ebenso dazu wie grosse, luftige Räume mit Blick auf den Zürichsee.

Fotos: Roger Frei

Zudem soll der ganze Bau flexibel nutzbar sein, da sich die Heimlandschaft stark verändert und neue Bedürfnisse auftauchen können. Zu diesem Zweck bestehen die Aussenmauern des ganzen Gebäudes aus einem stabilen Betonkern, der es erlaubt, im Innern auf tragende Wände zu verzichten – gezielt eingesetzte Stützpfeiler übernehmen diese Aufgabe. «Das lässt zu, dass wir jederzeit Wände entfernen und die Einzelzimmer zu Doppelzimmern oder sogar kleinen Wohnungen umgestalten könnten», sagt Marie-Louise Sarraj, als sie an Zimmertüren vorbeieilt. Jede Tür ist mit einem Namensschild samt Klingelknopf versehen: «Alle Mitarbeitenden klingeln und warten, anstatt einfach anzuklopfen und einzutreten.» Solche Details sind ihr wichtig, denn «so sind es sich unsere Bewohnerinnen und Bewohner ein Leben lang gewohnt».

Grosse Zimmer, abschleifbares Eichenparkett

Sie drückt eine Klingel, wartet, keine Antwort. Die Bewohnerin sitzt wohl schon unten im Restaurant, sie hat sich aber bereit erklärt, ihr Zimmer zu zeigen. Ein kurzer Blick hinein zeigt einen grosszügigen Raum von 24 Quadratmetern mit einer gro-

ssen Fensterfront und schönem dunklem Eichenparkett. Dieses ist so dick, dass es mehrmals abgeschliffen werden kann, «und entgegen anfänglicher Befürchtungen ist es nicht nur angenehm anzusehen, sondern auch leicht zu reinigen». Der Raum ist mit lauter persönlichen Kleinmöbeln gemütlich eingerichtet – eine individuell eingerichtete Kleinstwohnung, nur das

Pflegebett gehört zum Heim. «Wer möchte, kann einen kleinen Einbaukülschrank dazu-mieten», Sarraj deutet auf den Schrank. Selbstständigkeit so weit wie möglich, das ist hier oberstes Gebot. Sie dreht sich zum Badezimmer um: Es ist mit nachtblauen Kacheln und raffinierten Einbaunischen ausgestattet, so praktisch wie nötig und so ästhetisch wie nur möglich.

Und anpassbar: Benötigt jemand den Haltegriff zwischen Dusche und Toilette nicht, lässt er sich ganz einfach abnehmen und später wieder montieren. «Alle entfernten Griffe zusammen sparen erstaunlich viel mühsame Reinigungsarbeit.» Nach dem Hinausgehen schliesst die Tür automatisch, sie lässt sich dann von den Bewohnern wie gewohnt mit dem Schlüssel öffnen, von den Angestellten mit einem genau programmierbaren Badge. «Damit könnte ich die letzten 1000 Zutritte kontrollie-

Die Wäsche wandert durch einen Abwurf in die Wäscherei. Das spart die Hälfte der Liftbewegungen.

>>

ren», erklärt Marie-Louise Sarraj. Das gibt allen Sicherheit und hat die Diebstahlmeldungen rapid vermindert.

Hinunter geht es, in das Gartengeschoss, mit dem einzigen Lift dieses Haustrakts: einem Bettenlift. Auch das ist wohlüberlegt: Indem die Schmutzwäsche ihren Weg in die Wäscherei hinunter von jedem Stock durch einen Abwurf findet, lassen sich die Liftbewegungen und damit der Stromverbrauch wesentlich reduzieren. Ausserdem finden im Grosslift locker mindestens sechs Personen samt Rollator oder Rollstuhl Platz, was wiederum eine positive soziale Auswirkung hat: Soeben verlässt eine Gruppe Seniorinnen und Senioren den Lift, ein alter Herr hält sich an seinem Rollator, eine zarte graugelockte Frau schiebt ihre Nachbarin im Rollstuhl Richtung Speisesaal, die anderen plaudern gut gelaunt miteinander. Gemeinsames Liftfahren verbindet.

Gemischte Abteilungen lockern auf

Natürlich ist nicht das Liftfahren allein für das Gemeinschaftsgefühl verantwortlich, das liegt vor allem daran, dass die Abteilungen durchmischt sind: «Bei uns wohnen Menschen mit unterschiedlichen Diagnosen und Pflegegraden nebeneinander, und zwar ohne dass sie bei zunehmender Pflegebedürftigkeit umziehen müssen», erklärt die Heimleiterin. Demenz, psychische Probleme, körperliche Gebrechen oder letzte Lebensphase mit Palliative

Abteilungen, in denen Menschen mit diversen Diagnosen wohnen, wecken viele Ressourcen.

Care – hier dürfen alle in ihrem gewohnten Zimmer bleiben bis zum Ende. Je nach Pflegeaufwand werden ganz einfach die Teams auf- oder abgestockt. «Diese Mischung weckt bei den Bewohnerinnen und Bewohnern Ressourcen

und hebt ihr Selbstwertgefühl. Zugleich ist es auch für die Mitarbeitenden gut, wenn sie sich immer wieder auf verschiedene Menschen einstellen müssen – sie verfallen dann nicht in einen typischen Demenzpflegeton.»

Dass in der Lanzeln auch die Ideen für einen attraktiven Arbeitsplatz so gut funktioniert haben, freut besonders Pflegedienstleiterin Patrizia De Bona. Sie hatte beim Neubau ebenfalls



Der grosszügige Eingangsbereich mit der Cafeteria lässt sich nach Belieben zu einem Veranstaltungsraum umgestalten.

in der Projektgruppe mitgearbeitet und kann nun sagen: «Die Grosszügigkeit der Räume und die angenehme Einrichtung haben einen positiven Einfluss auf die Arbeitsmotivation. Und auch sämtliche Abläufe haben sich bewährt, so wie wir sie geplant hatten.» Die Idee war, alle Wege und Prozesse kurz und sinnvoll zu gestalten, damit der Pflegealltag für alle angenehm ist. Zum Wohlbefinden aller sollten beispielsweise auch gleichzeitige Essenszeiten für die Bewohnenden und verbesserte Schichten für die Angestellten beitragen.

Arbeit nach Bedürfnissen statt nach Tagesplan

Ein Bezugspflegesystem wiederum gibt den Bewohnerinnen und Bewohnern Sicherheit, während gleichzeitig die Führung der Angestellten auf einer wertschätzenden Haltung basiert. «Bewohnerorientierte Lebensqualität», fasst De Bona zusammen. Das heisst: «Hier sollen nicht die Strukturen die Qualität dominieren, und wir arbeiten nicht nach Tagesplan, sondern nach Bedürfnissen.» Das wiederum seien doch letztlich die

Nachhaltigkeit aus der Sicht eines Architekten

Marco Giuliani, CEO von Bob Gysin + Partner BGP Architekten, schildert, welche Punkte er als Architekt beim Neubau des Alterszentrums Lanzeln Stäfa in Betracht zog: «Architektur, in der man sich nicht wohlfühlt, fehlt ein wichtiger Aspekt der Nachhaltigkeit. Deshalb ist es uns sehr wichtig, mit dem Gebäude bei den Nutzerinnen und Nutzern auf Akzeptanz zu stossen. Mit hellen und freundlichen Wohn- und Aufenthaltszonen, warmen Materialien, viel Tageslicht und Ähnlichem können Orte geschaffen werden, in denen man sich gerne aufhält und mit denen man sich identifizieren will.

Das Alterszentrum Lanzeln wurde nach dem Minergie-Standard geplant und realisiert. Es verbindet hohen Komfort mit niedrigem Energieverbrauch, tiefen Kosten und geringem Flächenverbrauch. Statt energetische Optimierungen mit High-Tech-Lösungen

zu erzielen, haben wir den Fokus darauf gelegt, passive Massnahmen zu finden, die die vorhandenen Ressourcen durch konzeptuelle und bauliche Massnahmen bestmöglich nutzen. Nachhaltig Bauen heisst auch, das mitzudenken, was sich nicht vorausplanen lässt. Um auf sich mit der Zeit verändernde Bedürfnisse eingehen zu können, ist die tragende Primärstruktur von den nicht tragenden Elementen oder solchen mit einer kürzeren Lebensdauer getrennt. So können Veränderungen im Grundriss oder eine unkomplizierte Erneuerung der Fassade oder anderer Elemente gewährleistet werden. Zudem müssen die eingesetzten Materialien schadstofffrei sein. Insgesamt entsteht mit all diesen Mitteln für Bewohner und Angestellte ein gesundes Raumklima, das alle Ebenen der Nachhaltigkeit abdeckt.»

eigentlichen Höhepunkte im Pflegealltag: «Keine Nullachtfünfzahn-Arbeit, sondern ein Gewinn für beide Seiten – das gibt diesen Spirit, das Gefühl, alle tragen mit.» Die Wirkung all dieser Überlegungen zeigt sich darin, dass viele Teams bereits seit vielen Jahren stabil funktionieren.

Mittagszeit, in der Küche herrscht Hochbetrieb. Wer Lust hat, kann von der breiten Eingangshalle aus der Küchencrew bei der

Arbeit zuschauen. «Kochen ist etwas, das viele noch von früher her interessiert», erklärt Heimleiterin Marie-Louise Sarraj. Viele genossen es daher, durch die bodentiefen Glaswände den Köchen bei der Arbeit zuzuschauen. Und gleichzeitig haben so die

Küchenangestellten Blick auf den Essraum, in dem bereits die ersten Hungrigen sitzen. Salat gibt es vom Buffet, das Menü wird geschöpft, «wie früher zuhause», und ihren Platz suchen sich die meisten selber aus. Das gehört ebenso zum Selbstständigbleiben wie die Briefkästen neben dem Eingang: «Viele freuen sich enorm, täglich ihren Briefkasten zu leeren, wie sie das gewohnt sind», sagt Sarraj.

**Die Frage lautet:
«Wie hätte ich es
gerne, wenn es um
meine Mutter ginge?
Oder um mich?»**

Neben dem Speisesaal befindet sich der Veranstaltungsraum, auch dieser ist je nach Bedarf durch schiebbare Wände beliebig abtrennbar. Für die vielen Anlässe, bei denen auch Angehörige oder die ganze Gemeinde eingeladen sind, lassen sich auch die breiten, hellen Gänge ganz einfach umgestalten – ein flexibles Haus für alle Bedürfnisse. «In den Neubau kommen jetzt viel mehr Angehörige, Enkel oder Urenkel zu Besuch, weil das Haus nicht mehr den Altersheimmief ausstrahlt», freut sich die Zentrumsleiterin. «Und auch die Umsätze in der öffentlichen Cafeteria haben sich enorm gesteigert.»

Präsenz und Offenheit schaffen Vertrauen

Dann geht sie mit raschen Schritten in ihr Büro zurück, sie muss mit Pflegedienstleiterin Patrizia De Bona noch etwas besprechen. Die Tür bleibt dabei meistens offen, das gehört zu ihrer Philosophie: «Präsenz und Offenheit gegenüber den Bewohnerinnen und Angestellten, das schafft Vertrauen.» Und geht es um Anliegen der Bewohnerinnen und Bewohner, stellt sich Marie-Louise Sarraj immer die alles entscheidende Frage: «Wie hätte ich das gerne, wenn es um meine Mutter ginge? Oder später mal um mich selber?» Die Antworten auf diese Fragen haben sich bisher immer als nachhaltige Lösungen erwiesen, mit denen alle zufrieden sind. ●

Anzeige

CURAVIVA **weiterbildung**
Praxisnah und persönlich.

optimale
ver
pflege
im heim
gewährleisten

weiterbildung heimgöchin
heimgöch

start 17. januar 2017

www.weiterbildung.curaviva.ch/gastronomie

diga **PFLEGE BETTEN**
care *Perfecta*

Beste Preis-Leistung der 



10x
in der Schweiz



Infoservice: 055 450 54 19
I d'giga muesch higa! www.diga.ch/care

Beim Einkauf Geld und Zeit sparen

Die kostenlose Dienstleistung für
alle CURAVIVA-Mitglieder macht's möglich.

Küche/Restauration – Pflege/Betreuung
Hauswirtschaft/Hotellerie – Administration
Technik/Unterhalt – Mobiliar

**Spezialkonditionen/Nettopreise bei über
200 Lieferanten aller Bereiche
Produktekataloge/Gruppeneinkäufe**

Verlangen Sie den persönlichen
Internet- Zugangscode oder
eine Beratung.

Tel. 0848 800 580
curaviva@cades.ch
www.einkaufcuraviva.ch

Ausgeführt durch
Realisé par **cades**



Berner Bildungszentrum Pflege

Pflegen Sie Ihre Zukunft!



Mehr Sicherheit in Notfallsituationen

Weiterbildung für MPA und FaGe
entwickelt in Kooperation mit
Hirslanden Bern. Start: 11. Mai 2017

Fachseminare am BZ Pflege

- Herausfordernde Gespräche als Berufsbildende, 17. Januar 2017
- Strukturierte Fallbesprechungen, 30. Januar 2017

www.bzpflege.ch

vegi
planet

Serviervorschlag



- Fleischalternativen in vielfältigen Varianten
- Swisveg-Verband zertifiziert
- erhältlich bei den regionalen Depositären



Bischofszell Nahrungsmittel AG | Culinarium
Industriestrasse 1 | 9220 Bischofszell | Tel. +41 (0)71 424 92 92
www.bina.ch/culinarium | www.culinarium-online.ch | www.zukunftstraeger.ch

Barrierefreiheit und Nachhaltigkeit prägen die neue Tagesstätte Weidli in Stans

Das Herzstück ist eine spiralförmige Rampe

In Stans steht ein roter Neubau. Es ist in der Schweiz das erste komplett barrierefreie Haus für Menschen mit mehrfach schweren Beeinträchtigungen. Bei den Materialien, dem Energie- und Wasserverbrauch setzten die Verantwortlichen auf Nachhaltigkeit.

Von Monika Bachmann

«Bahn frei» – dies könnte der Slogan sein, der für die neue Tagesstätte der Stiftung Weidli in Stans steht. Zwei Jahre lang wurde gebaut. Im August dieses Jahres war es dann so weit: Die gesamte Crew der Tagesstätte konnte ihr Provisorium, das längst zu klein geworden war, verlassen und in das neue Gebäude einziehen. Der Neubau ist ein Novum für die Schweiz. Das vierstöckige Bauwerk ist mit einem Rampensystem durchgehend verbunden, sodass sich die Klientinnen und Klienten im Haus frei bewegen können. Klaus Keller, Leiter der Tagesstätte Weidli, hat das Bauprojekt begleitet. Er sagt: «Es war stets unser Ziel, Menschen mit schweren Beeinträchtigungen nicht zu behindern.» Im Haus mit der roten Fassade scheint dies gelungen zu sein. Bis es so weit war, mussten die Verantwortlichen allerdings verschiedene Hürden nehmen. Architekt Theo Barmettler, der bei der Firma Christen und Mahnig AG für das Projekt verantwortlich ist, brauchte eine gewisse Einarbeitungszeit: «Ich wusste damals nicht, welche Bedürfnisse diese Menschen genau haben», so Barmettler. Er sei in die Materie eingetaucht und habe dabei das eine oder andere «Aha-Erlebnis» gehabt. Der Architekt kennt zwar die verschiedenen Grundlagen und Normen, die es für das sogenannte «behindertengerechte Bauen» gibt. Doch im Zusammen-

hang mit seinen Beobachtungen sei immer wieder die gleiche Frage aufgetaucht: «Sind die Normen auch wirklich zweckmässig?» Im Rahmen der Planung hat Theo Barmettler zusammen mit den Mitgliedern der Baukommission und mit Fachpersonen der Stiftung Weidli verschiedene Organisationen besucht, die über ein behindertengerechtes Gebäude verfügen. Ein besonderes Augenmerk galt dabei einer Anfahrtsrampe. Man stellte fest, dass dieser Weg von den Betroffenen oft und gerne benutzt wird, da er sich für Rollstuhlfahrende genauso eignet wie für Personen, die nicht gut Treppen steigen können oder denen das Liftfahren Angst macht. «Das war die Initialzündung», erinnert sich der Architekt.

Begegnung durch Bewegung

Im Innern des Neubaus prägt nun eine spiralförmige Rampe das Bild. Die Wegstrecke zieht sich von Stockwerk zu Stockwerk, bis hinauf in die vierte Etage. Jeder Abschnitt ist 55 Meter lang und hat eine Neigung von maximal 6 Prozent. Somit überwinden die Leute pro Stockwerk eine Höhendifferenz von dreieinhalb Metern. «Diese Steigung ist für die beeinträchtigten Menschen zu bewältigen», erklärt Theo Barmettler. Entstanden ist somit ein Haus mit einer weitläufigen Zone, die den Aufenthaltsradius der Klientinnen und Klienten im Alltag vergrössert. Oder in den Worten des Tagesstättenleiters: «Begegnung durch Bewegung.» Klaus Keller freut sich über diese Entwicklung: «Die Leute können nun die Wegstrecken innerhalb des Hauses und zwischen verschiedenen Ateliers alleine zurücklegen.» Dies führe zu mehr Autonomie und verbessere die Lebensqualität. Weil die Verbindungswege im Haus eine grosse Fläche einnehmen, waren sie anfänglich umstritten. Im Stiftungsrat hat man das Thema deshalb heftig diskutiert. «Es war klar, dass wir die-

Das vierstöckige Bauwerk ist mit einem Rampensystem durchgehend verbunden.



Komplett barrierefrei: Das vierstöckige Bauwerk ist mit einem spiralförmig angeordneten Rampensystem durchgehend verbunden.

sen Raum als Angebot nutzen wollen», so Klaus Keller. Auf den Wegstrecken wurden Podeste eingerichtet, die mit wechselnden Aktivitäten die Sinne der Klientinnen und Klienten anregen. Die Rampen sind in der Tagesstätte Weidli also Programm. Und die Erfahrungen, die man damit macht, werden positiv gewertet: «Die Leute erobern täglich mehr Raum», beobachtet Klaus Keller. Auf den Verbindungswegen komme es auch vermehrt zu Begegnungen zwischen Klientinnen und Klienten, Mitarbeitenden und Angehörigen.

Investieren und sparen

Ein Begriff hat die gesamte Planung geprägt: die «Zweckmässigkeit». «Sie war bei vielen Entscheidungen, welche die Baukommission treffen musste, das entscheidende Kriterium», so Barmettler. Im Neubau, der insgesamt 11,25 Millionen Franken gekostet hat, wurde deshalb gezielt investiert, aber auch bewusst gespart. So hat man einerseits einen günstigen Parkettboden gelegt, andererseits bei den Teeküchen in den Ateliers darauf geachtet, dass auch Rollstuhlfahren-

de sie nutzen können. Ausserdem können bestimmte Türen im Haus per Knopfdruck geöffnet und geschlossen werden. Klaus Keller verweist zudem auf die grösseren Räumlichkeiten, die für die verschiedenen Ateliers zur Verfügung stehen. «Wir haben in jedem Atelier einen Snoezel-Raum», sagt er stolz. Und dass man

die Aufenthaltsbereiche bei Bedarf durch Schiebetüren unterteilen könne, ermögliche einen grösseren Gestaltungsspielraum. Eine Investition ist übrigens besonders bemerkenswert: In der neuen Tagesstätte hat jeder Klient und jede Klientin einen eigenen, massgefertigten Stuhl, der für optimalen Sitzkomfort sorgt. Klaus Keller beobachtet im Alltag, dass sich die Infrastruktur und die neuen Platzverhältnisse posi-

tiv auf das Verhalten der beeinträchtigten Menschen auswirken. «Die Leute sind ruhiger und können sich besser konzentrieren.»

Prinzip der Nachhaltigkeit

Nebst der kompletten Barrierefreiheit haben die Verantwortlichen beim Neubau auch auf Nachhaltigkeit gesetzt. Mit Be-

Mit Beton und Holz wurden Materialien verwendet, die gut recycelt werden können.



Fotos: Stiftung Weidli



Der rote Neubau der Tagesstätte Weidli in Stans NW.

Nidwalden sorgt vor

Die Tagesstätte Weidli ist ein Arbeits-, Bewegungs- und Begegnungsraum für mehrfach schwer beeinträchtigte Menschen. Sie ist der Stiftung Weidli Stans angegliedert. Der Neubau der Tagesstätte basiert auf einer Bedarfsanalyse, die der Kanton Nidwalden durchgeführt hat. Im neuen Gebäude werden 40 Plätze für mehrfach schwer beeinträchtigte Menschen angeboten, davon sind bereits 29 belegt. Somit ist der Platzbedarf des Kantons Nidwalden bis 2030 gedeckt. Der Neubau könnte zu einem späteren Zeitpunkt durch zwei weitere Stockwerke erweitert werden. Die Kosten für das Projekt belaufen sich auf insgesamt 11,25 Millionen Franken. Davon tragen 9 Millionen Franken der Kanton und die elf Gemeinden. Der Restbetrag wird durch die Stiftung sowie über Spenden finanziert.

ton und Holz wurden Materialien verwendet, die gut zurückgebaut und recycelt werden können. Das ganze Haus entspricht dem Minergie-Standard. Die Lüftungsanlage, die bei Wohnbauten üblicherweise 0,3 Lüftungswechsel pro Stunde umfasst, beträgt in der Tagesstätte Weidli in manchen Räumen ein Vielfaches. Theo Barmettler erklärt: «Man muss bedenken, dass sich mehrfach beeinträchtigte Menschen bis zu einer halben Stunde auf der Toilette aufhalten können.» Da sie dabei Hilfe benötigten, befänden sich während dieser Zeit mehrere Personen gleichzeitig in diesem Raum. «Die Luftqualität muss gut sein», betont der Architekt – und bezieht sich auf bestehende Hygienebestimmungen. Einen anderen ökologischen Akzent setzt man beim Wasserverbrauch. Einige Wasserhähne im Haus können per Knopfdruck betätigt werden. «Die Klientinnen und Klienten bedienen sie selbstständig und werden so für den Wasserverbrauch sensibilisiert», meint Klaus Keller. Auch die Ökologie wird im Haus zum Programm.

Experten aus den Bereichen Lüftung, Technik, Ausstattung und Sozialpädagogik waren involviert.

Ein emotionales Haus

Insgesamt ist bei der Planung und Realisierung dieses Neubaus viel Fachwissen eingeflossen. Experten aus den Bereichen Lüftung, Technik oder Ausstattung waren ebenso involviert wie Fachpersonen der Sozialpädagogik. Auch ein Künstler sass mit am Tisch. Er hat bei der Gestaltung der Verbindungswege Akzente gesetzt und die Farbgebung massgebend beeinflusst. Jedes Stockwerk hat einen anderen Anstrich und damit ein eigenes Markenzeichen. «Das Haus soll eine gewisse Emotionalität ausstrahlen», bemerkt Theo Barmettler. Schwer beeinträchtigte Menschen lassen sich bekanntlich stark über die Sinne ansprechen. Diese Sprache wendet man in der neuen Tagesstätte Weidli bewusst und vielfältig an. Etwa mit einem grossen Mehrzweckraum, in dem die Klientinnen und Klienten ihre Selbstdisziplin und Konzentrationsfähigkeit trainieren können – oder ganz einfach ihrer Freude Ausdruck geben: zum Beispiel, wenn sich die hauseigene Weidli-Band zur Probe trifft. ●

In der Aus- und Weiterbildung hat Nachhaltigkeit einen besonders grossen Stellenwert

Die entscheidenden Momente erkennen und Lösungen bieten

Besonders gut qualifizierte Mitarbeitende möchten die Heimverantwortlichen gerne möglichst lange behalten. Marianne Geiser vom Geschäftsbereich Bildung bei Curaviva Schweiz beschäftigt sich mit der Frage, welche Massnahmen dabei hilfreich sein können.

Von Claudia Weiss

Das Ziel ist klar: Ihre guten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter möchte jede Heimleitung möglichst langfristig behalten. Das stärkt die Teams, bewahrt Wissen, und zugleich bleiben so erst noch wichtige Bezugspersonen für die Bewohnerinnen und Bewohner erhalten

Der erste und wichtigste Grundstein dafür, dass die Mitarbeitenden ihren Arbeitgebern lange erhalten bleiben, wird bereits in der Ausbildung gelegt: Mitarbeitende, die sich schon während der Ausbildungszeit selber einbringen und mitdenken dürfen, die sich und ihre Kompetenzen entwickeln können, erleben ihre Arbeit als erfüllend und befriedigend und können sich damit identifizieren. Das sind gute Voraussetzungen, damit sie ihrem Beruf – und ihrer Institution – langfristig treu bleiben.

Aber auch bei ihnen werden schon bald nach Ausbildungsabschluss wichtige Weichen gestellt. Dann tauchen nämlich nicht nur Fragen nach der beruflichen Laufbahn auf, sondern zugleich ganz zentrale Fragen rund um die private Zukunft: Themen wie Weltreise, Weiterbildung und Karriere, Familie oder Umschulung stehen dann im Raum. Das weiss Marianne Geiser, Ressortleiterin Human Ressource Pflege und Betreuung beim Stabsbereich Bildung von Curaviva Schweiz, aus aktuellen Studien und langjähriger Erfahrung, und sie sagt:

Es geht nicht nur um die Berufskarriere: Die Frage muss lauten, wohin es im Leben gehen soll.

«Solche kritischen Momente sind enorm wichtig, diese müssen alle Arbeitgeber genau erkennen und abfangen.»

Geiser leitet das vom Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) finanzierte Projekt «Lebensphasenspezifische Arbeitsbedingungen», das 2017 abgeschlossen wird. Die Untersuchungen einer früheren Erhebung zeigen jedoch schon klar: «Bereits vor den entscheidenden Situationen müssen die Arbeitgeber reagieren und ein ausführliches Gespräch mit den Mitarbeitenden durchführen.» In diesem Gespräch soll nicht nur die berufliche Karriere besprochen werden: «Die Frage muss vielmehr lauten, wohin es die jungen Mitarbeitenden in den nächsten fünf Jahren im Leben allgemein zieht.»

Flexible Arbeitszeitmodelle und Friendly Working Space

Und danach, das ist der entscheidende Punkt, sollten unbedingt auch gangbare Lösungen geboten werden. «Gangbar» heisst für Marianne Geiser, dass die Arbeitgeber ihren Mitarbeitenden so weit wie nur irgend möglich entgegenkommen. «Flexible Arbeitszeitmodelle», «Verainbarkeit von Familie und Beruf» oder «Friendly Working Space», lauten hier die Stichworte. Und sie alle sollen nicht leere Worthülsen bleiben: «Beispielsweise niedrigprozentige Anstellungen, unbezahlte Urlaube, optimierte Dienst- und Einsatzplanung, Kinderkrippen im Haus, Aus- und Weiterbildungen, die auch

im Betrieb angewendet werden können – das sind alles realisierbare Möglichkeiten, um den Mitarbeitenden das Bleiben schmackhaft zu machen», betont die Fachfrau. Und sie seien kein Luxus: «Es lohnt sich langfristig, keine kostbaren Mitarbeitenden an andere Institutionen oder gar an andere Berufe zu verlieren, die attraktivere Arbeitsbedingungen bieten.»

Die Studie «Nurses at work» im Obsan-Bericht des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums zeigt ebenso wie die «KTI



Wohin soll der weitere Lebensweg führen? Schon bald nach der Ausbildung stellen sich für junge Pflegefachleute die entscheidenden Fragen: Berufliche Karriere, eine Weltreise oder bald einmal Familie?

Foto: Martin Glauser

CaRE Analyse» (ein Projekt der Fachhochschule Nordwestschweiz zum Personalerhalt), dass einer der kritischen Laufbahnmomente bei den Jungen schon kurz nach dem Ausbildungsabschluss passiert. Verpassen Arbeitgeber diesen Moment, ist es oft schon geschehen und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter springen ab. «Bei Pflegefachpersonen im Gesundheitsbereich waren Gründe für Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Arbeitsstelle und der Laufbahn die Beeinträchtigung des Privatlebens durch die Arbeit, tiefer Lohn, Erschöpfungsgefühle, hohe Arbeitsbelastung, fehlendes Mitspracherecht bei Entscheidungen und fehlende Entwicklungsmöglichkeiten im Betrieb», lautet ein Fazit der Obsan-Studie. So verlorene Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter müssen später mühsam wieder zurückgewonnen werden.

Abgesprungene kommen kaum zurück

Das allerdings, sagt Marianne Geiser, gelingt viel zu selten: «Wer in der frühen Berufsphase abgesprungen ist, kommt kaum wieder zurück.» Sie weiss von einer Kampagne in der Ostschweiz, mit der Wiedereinsteigerinnen für den Beruf zurückgewonnen werden sollten – «leider mit wenig Erfolg». Warum, müsste noch genauer untersucht werden, «aber möglicherweise trauen sich viele nach langer Berufspause nicht zu, mit den zahlreichen Neuerungen im Berufsalltag zurechtzukommen, oder die Rahmenbedingungen stimmen nicht».

Um solchen Verlusten vorzubeugen, gibt es für sie ein Motto: «Die Mitarbeitenden gar nie ziehen lassen, sondern sie behalten, auch wenn es nur ein paar Stunden pro Woche sind.» Das sei machbar, sagt sie, eben auch eine Frage der Betriebskultur: «Wenn eine Institution Minipensen, unbezahlte Urlaube oder flexible Modelle allen Mitarbeitenden ermöglicht und eine

einheitliche Strategie verfolgt, tragen das die Teams auch mit.»

Ganz wichtig dabei sei allerdings eine klare Linie: «Solche Spezialbedingungen dürfen nicht den einen Mitarbeitenden gewährt werden und den anderen nicht. Sie müssen klar geregelt sein», sagt Marianne Geiser. «Nur so wissen nämlich jene, die vielleicht gerade in einer Lebensphase stehen, in der sie ganz gerne Vollzeit arbeiten, dass sie eines Tages von einem kleineren Anstellungspensum oder einem unbezahlten Urlaub profitieren können.» Dann beispielsweise, wenn sie plötzlich wieder mehr Zeit benötigen, um ihre alternden Eltern zu betreuen.

Eine Geben und Nehmen für alle

Das nämlich ist gemäss Studien ein weiterer Wendepunkt, an dem viele langjährige, erfahrene Mitarbeitende abspringen und ihrem Arbeitgeber für immer verloren gehen. Und auch hier hilft eine lebensphasenangepasste Arbeitszeit mit kleinen, flexiblen Pensen: Denn wenn sie nicht vollständig aussteigen müssen, erhöhen die kostbaren Langzeitmitarbeitenden nach der Betreuungszeit viel einfacher wieder ihr Pensum. Nach einer Lücke von mehreren Jahren hingegen packen das viele nicht mehr an, erst recht nicht für die letzten paar Jahre vor der Pensionierung. Und damit geht unnötig viel wertvolle Berufserfahrung verloren.

Solche angepassten Modelle, mögen etliche Verantwortliche einwenden, seien in ihrer Institution nicht machbar, zu kompliziert, zu aufwendig, zu teuer. «Das ist eine Frage der Organisation und eine Frage der Kultur», entgegnet Marianne Geiser jeweils auf solche Einwände. «Wird diese Kultur klar gelebt, findet sie in den Teams unglaublich viel Unterstützung, weil alle wissen, dass sie selber auch auf Zugeständnisse zählen können, wenn sie es eines Tages nötig haben. Es ist ein Geben

>>

**Nach langen Pausen
getrauen sich viele
aus Angst vor vielen
Neuerungen nicht in
den Beruf zurück.**

Hotel & Gastro formation by Hotel & Gastro Union Gastroföderation Hotellerieuisse



Planen Sie Ihre Karriere mit uns

Wir führen Sie zu eidgenössischen Fachausweisen und Diplomen

- **Lehrgänge auf die Berufsprüfungen**
Beginn März 2017 – Chefkoch/-köchin
 – Bereichsleiter/in Restauration
Beginn Juni 2017 – Bereichsleiter/in Hotellerie-Hauswirtschaft
Beginn August 2018 – Chef de Réception (Basismodule)
- **Lehrgänge auf die Höheren Fachprüfungen**
Beginn 2018
 – Küchenchef/in
 – Leiter/in Restauration
 – Leiter/in Hotellerie-Hauswirtschaft
 – Leiter/in Gemeinschaftsgastronomie

Ausbildungskurse für Berufsbildner/innen (Lehrmeisterkurse)
 4 x jährlich: Januar, März, Juni, September (Daten auf Anfrage)

Rufen Sie uns an – wir beraten Sie gerne!

Hotel & Gastro formation Schweiz | Eichstrasse 20 | Postfach 362 |
 6353 Weggis | Telefon +41 (0)41 392 77 77 | Fax +41 (0)41 392 77 70
 hbb@hotelgastro.ch | www.hotelgastro.ch

50 JAHRE ANS ANNI
 COMUNITAS



Wir arbeiten für Ihre Zukunft
 Auf unsere Erfahrung können Sie vertrauen

Comunitas Vorsorgestiftung
 Bernastrasse 8 · 3000 Bern 6
 Telefon 031 350 59 59
 www.comunitas.ch


COMUNITAS

careCoach für Heime und Spitex

DAS ORIGINAL (seit über 16 Jahren)
Die erste mobile Pflege-Doku im Markt



Mobilität = Zeitgewinn & Arbeitsfreude

- **Mobile Wund-Doku** (Puppe / Fotos)
- **Menüwahl-Modul** (Vorlagen / Listen)
- **Bestell-Modul** (individuelle Anwendungen)
- **Tageszeit-Filter** (wer, was, wann, wie viel)
- **tacsCoach 2.0 mobile** (Controlling)



Tel. 044 360 44 24 topCare Management AG
 Stampfenbachstrasse 68, 8006 Zürich www.topcare.ch

So nützen Aus- und Weiterbildungen von Mitarbeitenden nachhaltig:

- Systemisches Denken und strategische Planung: Wohin steuert der Betrieb in den nächsten fünf oder zehn Jahren? Wie könnte die Klientel aussehen? Welche Berufsbilder und Spezialisierungen auf welcher Stufe werden dazu benötigt?
- Haltung: Neues soll und darf in den Betrieb einfließen, Altes wird hinterfragt, lernender und reflektierter Betrieb sein, neue Ideen sind willkommen und keine Gefahr.
- Aus- und Weiterbildungskonzept: Aus- und Weiterbildungen sind ein wesentlicher Bestandteil des Personalmanagements, sie werden nicht nach dem Giesskannenprinzip angewandt, sondern sind auf die Betriebs-Strategie ausgerichtet.
- Neue Kompetenzen: Nach einer Weiterbildung sollen diese eingefordert und umgesetzt werden, neue Funktionen und Rollen ergeben sich nach der Aus- oder Weiterbildung, al-

lenfalls auch Lohnanpassung – ansonsten suchen sich die Mitarbeitenden eine neue Stelle, wo die Aus- oder Weiterbildung zum Tragen kommt.

- Gezielte Gespräche mit den Mitarbeitenden zu Laufbahn und Lebensphase: Eine gezielte Karriere- und Laufbahnförderung und -planung bedingt, dass die Führungsverantwortlichen dieses Thema, sprich auch die kritischen Laufbahnmomente, kennen.

Dokumente, Links und Studien zum Thema: Website «Arbeitsplatz Heim» auf www.curaviva.ch unter «HR Box» und «Laufbahnen».

und Nehmen.» Sie weiss sogar von einer Institution, bei der die verschiedenen Abteilungen unterschiedliche Schichtzeiten eingeführt haben, damit sie für die jeweiligen Bewohnenden und Teams gut passen. «Niemand sagt, eine Schicht müsse immer zu punktgenau gleichen Zeiten mit der gleichen Personalbesetzung beginnen oder enden», sagt sie.

Die Bedingung, damit solche Freiheiten im Alltag funktionieren, ist einzig ein klares Konzept und eine klare Haltung, damit alle Mitarbeitenden gleich behandelt werden und beispielsweise ein

Urlaub oder eine Weiterbildung nicht einmal gewährt, ein anderes Mal verwehrt wird.

Ist es einmal wirklich nicht machbar, eine Mitarbeiterin auf einer Abteilung zu einem geringeren Pensum zu beschäftigen, rät Marianne Geiser dennoch, zu überlegen, ob es auf einer anderen Abteilung, in einer anderen Position eine Möglichkeit gäbe. «Können Mitarbeitende schon nur ein paar Stunden pro

Woche arbeiten und werden an die internen Veranstaltungen eingeladen, genügt das, um sie langfristig im Betrieb eingebunden zu behalten.» Ausserdem sei es enorm wichtig, alle Mitarbeitenden nach Weiterbildungen entsprechend den neuen Fähigkeiten einzusetzen und sie nicht einfach im Alltag versickern zu lassen. «Das ist gleich doppelt nachhaltig: So kann der Betrieb vom neugewonnenen Wissen profitieren und erst noch die gut qualifizierten Mitarbeitenden zum Bleiben motivieren.»

Wenn heute Kleinstpensen und flexible Arbeitszeiten in der Pflege und Betreuung vielerorts noch unmöglich scheinen, ist Marianne Geiser doch überzeugt: «Die Institutionen werden die lebensphasenspezifischen Arbeitsbedingungen nicht umgehen können und müssen ihre Kultur demgemäss anpassen, um ihre Mitarbeitenden langfristig behalten zu können.» Sie ist aber überzeugt, dass das über kurz oder lang gelingen wird: «Neuerungen brauchen immer ihre Zeit.» ●

Damit Freiheiten funktionieren, ist ein klares Konzept nötig: Alle müssen gleich behandelt werden.

Anzeige



Sie fehlen uns.

Dipl. Pflegefachfrau/-mann HF/FH

Als Temporärmitarbeitende in der Langzeitpflege arbeiten Sie in der Deutschschweiz. Sie profitieren von attraktiven Anstellungsbedingungen und zahlreichen Vergünstigungen.

Temporär 60–100%

careanesth

jobs im schweizer gesundheitswesen

Alles zu dieser Stelle:



www.careanesth.com

Das Projekt Kiss funktioniert ganz einfach: Wer heute hilft, hat später Zeit zugut

Eine Stunde Vorlesen ist gleich viel wert wie eine Stunde Staubsaugen

Heute arbeiten, später profitieren: So funktioniert das Projekt Kiss, mit dem die Teilnehmer Stunden sammeln können. Es ist eine nachhaltige Art, mit der Zeit umzugehen, denn eine Stunde verliert ihren Wert auch bei Inflation nicht. Diese Methode gilt als «vierte geldfreie Vorsorgesäule» der Schweiz.

Von Claudia Weiss

«Gewöhnliche Menschen denken nur daran, wie sie ihre Zeit verbringen. Ein intelligenter Mensch versucht sie zu nützen», sagte der Philosoph Arthur Schopenhauer. Einige Menschen tun sogar noch mehr: Sie legen sich eine Zeitsammlung an. Das geht gar nicht, sagen Sie? Doch, im Projekt Kiss (Abkürzung für «keep it small and simple», also klein und einfach) ist das möglich: Wer bei der Genossenschaft dabei ist, kann sich mit jeder Stunde Arbeit für hilfsbedürftige Mitglieder eine Stunde Zeitguthaben für später verdienen.

So kann das im Alltag aussehen: Ruth Schärli, um die 80 Jahre alt, darf nach einer Hüftoperation nicht mehr schwer tragen und kann daher nicht mehr selber einkaufen gehen oder ein Bügelbrett aufstellen. Marianne Graber, eine energische Mittfünfzigerin, will in ihrer Zeit «etwas Sinnvolles tun». Deshalb hilft sie der Seniorin jede Woche bei den schwereren Hausarbeiten, bügelt ihre Wäsche oder kauft für sie ein. Eine effiziente Hilfe, denn nur dank dieser kostenlosen Unterstützung kann Ruth Schärli noch daheim wohnen. «Ich musste mich ein wenig daran gewöhnen», antwortet sie freundlich auf die Frage, wie das für sie sei, Hilfe anzunehmen. Aber sie ist zufrieden: «Frau Graber macht das wirklich sehr gut.» Ihre Helferin Marianne Graber, die zwar für

ihre Arbeit kein Geld erhält, tut dafür etwas für ihre eigene Altersvorsorge: «Ich spare mir diese Zeit an», sagt sie. Irgendwann wird sie selber vielleicht auch Unterstützung brauchen. Wenn sie alt wird beispielsweise, oder schon früher, sollte sie krank werden oder verunfallen. Dann kann sie die Stunden auf ihrem Konto wieder einlösen, indem sie sich bei der Vermittlungsstelle meldet und so viele Hilfsstunden beziehen kann, wie sie mit ihrer Arbeit angesammelt hat.

Die Idee, welche die Gründerinnen des Vereins Kiss vor vier Jahren realisierten, ist so bestechend einfach, dass sie auf immer mehr Kantone übergreift. Sogar die deutsche Fernsehstation ZDF hat in einem kurzen Beitrag darüber berichtet und die beiden oben erwähnten Frauen porträtiert.

Ziel wäre eine flächendeckende Organisation

Die erste Genossenschaft des Projekts startete 2012 in Luzern. Schon wenige Monate später wurde die Genossenschaft Kiss Obwalden gegründet, 2015 folgte Cham, 2016 der Kanton Glarus, das Oberfreiamt, Toggenburg, Uster und Zug, auch die Gemeinde Oberwil/Bottmingen im Kanton Baselland wird in diesem Jahr noch gründen. In Vorbereitung sind zudem Projekte in über einem Dutzend Gemeinden, so in Winterthur, Wallisellen, Rüti, Zufikon/Bremgarten AG und anderen Orten. «Unser Ziel ist, das Projekt schweizweit

möglichst flächendeckend zu verbreiten», sagt Ruedi Winkler, Organisationsberater aus Zürich, der das Projekt schon ziemlich von Anfang an begleitet hat und im Vorstand sitzt.

Er findet das Ganze eine grossartige Idee: «Eine Stunde ist eine Stunde, egal, ob es eine Stunde Vorlesen oder eine Stunde Staubsaugen ist.» Mehr noch: «Eine Stunde bleibt eine Stunde und behält ihren Wert, wenn Geld längst seinen Wert verloren hat.» Er bezeichnet das Projekt deshalb als «die vierte geldfreie

Eine Stunde bleibt eine Stunde und behält ihren Wert, auch wenn Geld längst wertlos ist.



Ein «Kiss»-Tandem: Die jüngere Frau bringt der Seniorin Wäsche vorbei. Und sammelt Stunden. Foto: Martin Glauser

Vorsorgesäule der Schweiz» nach AHV, Pensionkasse und privater Vorsorge.

Und sie funktioniert sehr unkompliziert: Finden sich in einer Gemeinde Interessierte, die eine weitere Kiss-Genossenschaft starten möchten, hilft ihnen der Verein und berät sie zum Beispiel beim Organisieren einer öffentlichen Informationsveranstaltung, beim Gründen einer Genossenschaft, beim Fundraising, bei juristischen und anderen Fragen. Die Gemeinden unterstützen unterschiedlich, manche finanziell, andere stellen einen Raum zur Verfügung, wiederum andere warten ab. Vor allem aber sollen die Initianten und Initiantinnen selber anpacken. «Eine Genossenschaft funktioniert ausschliesslich dank ihren Genossenschafterinnen und Genossenschaf-tern», sagt Winkler. «So etwas kann man nicht von oben herab organisieren, das muss von den Bürgerinnen und Bürgern aufgebaut werden, als zivilgesellschaftliches Projekt.»

Oft finden rasch 80 Interessierte zusammen

Der Aufbau der Genossenschaften geschieht unterschiedlich, je nach den beteiligten Personen: Die einen planen zuerst alles minutiös und beginnen dann erst zu laufen, andere le-

gen sehr schnell einmal los und lösen auftauchende Probleme quasi unterwegs. Für Ruedi Winkler sind solche Unterschiede kein Problem: «Wir vom Verein legen einige wichtige Regeln fest; ansonsten muss der Ablauf zu den Bedürfnissen der jeweiligen Orte passen.» Nach einem Informationsanlass finden sich meist rasch an die 50, manchmal sogar 80 Interessierte. Die grossen Genossenschaften wie Luzern sind heute bei 250 Mitgliedern und wachsen weiter. Diese haben insgesamt inzwischen an die 4500 Stunden angehäuft. Die Koordinatorinnen, die Hilfesuchende und Arbeitswillige miteinander verbinden, arbeiten meist ohne grosse Infrastruktur, zum Beispiel mit dem Laptop von zu Hause aus – eben klein und einfach.

Kiss unterstützt grundsätzlich zwei Gruppen von Unterstützungssuchenden. Menschen jeden Alters, die in einer Notlage sind (zum Beispiel alleinstehende Personen nach einem Unfall oder Familien mit erkrankten Kindern). Dabei handelt es sich um Hilfeleistungen auf Zeit. Weitere einmalige Leistungen sind beispielsweise Hilfe beim Frühjahrsputz.

Bei älteren Personen entwickeln sich aber oft sogenannte Tandems, bei denen die eine Person die andere regelmässig unterstützt. Seniorinnen und Senioren, die diese Leistung heute beziehen, haben Glück: Sie profitieren als Erste von der Unterstützung, bevor sie ihrerseits dazu beitragen konnten. Das bedeutet, sie kommen in den Genuss von sogenannten «Luftstunden». Beliebt ist auch die gegenseitige Unterstützung. Die älteste Genossenschafterin, eine 93-jährige Dame, bietet trotz ihrem hohen Alter eine Gegenleistung für die Hilfe im Haushalt: Sie besucht kurzerhand Personen, die nicht mehr gut sehen, und liest ihnen vor, denn das könne sie immerhin noch. «An oberster Stelle stehen Selbstbestimmung, Eigenverantwortung und Aktivbleiben», heisst es denn auch in den Statuten.

Momentan noch klassische Arbeitsverteilung

Deshalb gibt es auch Tandems, bei denen die Betreuerin älter ist als die betreute Person, der es aber gesundheitlich schlechter geht. Die meisten Hilfsbereiten sind über 50 Jahre alt, die meisten Hilfesuchenden über 75 Jahre. Gegenwärtig, sagt Ruedi Winkler, herrsche noch eine ziemlich klassische Verteilung der Arbeiten: Frauen helfen im Haushalt oder kümmern sich um Gesellschaft, die paar Männer helfen im Garten oder beim

Heben und Umstellen von Möbeln oder anderen schweren Sachen. Einige Genossenschaften konzentrieren sich vorwiegend auf Seniorinnen und Senioren, andere dehnen ihr Angebot aus und lassen auch Familien oder Personen zu, die aufgrund einer Krankheit oder Verletzung Hilfe nötig haben. Eine Gruppe will ihr Angebot auch auf Migrantenbetreuung ausbauen. Was aber bei allen ausgeschlos-

sen ist, sind pflegerische Handlungen. Bei Kiss geht es ausschliesslich um Betreuung. Und darum, kostbare Zeit zu sammeln.

Der berühmte amerikanische Staatsmann und Schriftsteller Benjamin Franklin sagte zwar einst: «Verlorene Zeit wird nicht wiedergefunden.» Für die Genossenschaften des Vereins Kiss jedoch könnte man aber diese Aussage abwandeln in: «Gesammelte Zeit geht nicht verloren.» ●

Informationen: www.kiss-zeit.ch, Telefon 044 493 50 62

Für eine attraktive Dekoration der öffentlichen Räume ist häufig schon alles vorhanden

Das nötige Material lagert im Keller

Pflegeheime öffnen sich fürs Publikum. Oft tut eine neue Dekoration not. Hilfe von aussen kann Wunder wirken, wie ein Beispiel aus Romanshorn zeigt. Und dies mit wiederverwertbarem Material, das im Keller lagert. Das Budget wird praktisch nicht belastet.

Von Daniel Ganzfried

«Ein schöneres Entree, das wärs! Wie könnten wir eine freundlichere Atmosphäre in der Cafeteria hinbekommen? Warum nicht etwas mehr Fröhlichkeit in den Gängen? Und der Speisesaal könnte auch etwas Auflockerung vertragen! Aber das Budget lässt solche Wünsche nicht wahr werden!» So tönt es in

«Man glaubt gar nicht, was sich in den Heimen alles an wertvollem Dekomaterial versteckt.»

Alters- und Pflegeheimen, wo das Gebot der Stunde nach Öffnung fürs Publikum verlangt. Das heisst, die allgemein zugänglichen Bereiche von Pflegeheimen sollen zu generationenübergreifenden Begegnungszentren werden.

Cafeterias wandeln sich zu Quartierrestaurants. Speisesäle wollen Wohlfühlzonen für die Bewohnerinnen und Bewohner mit ihrem Besuch sein. Und jede umsichtige Heimleitung weiss, dass das Personal motivierter arbeitet in freundlich gestalteten Räumen, zumal es unter den Angestellten im Hausdienst oder der Gästebetreuung oft zahlreiche Talente gäbe, die noch so gerne Hand anlegen würden, damit ihre Institution sich noch attraktiver präsentieren und im Markt positionieren kann.

Das erkannte auch Susanne Schwizer. Die 48-Jährige leitet seit dreieinhalb Jahren das regionale Pflegeheim Romanshorn im

Alters- und Pflegeheimen, wo das Gebot der Stunde nach Öffnung fürs Publikum verlangt. Das heisst, die allgemein zugänglichen Bereiche von Pflegeheimen sollen zu generationenübergreifenden Begegnungszentren werden. Cafeterias wandeln sich zu



Die Dekoration professionalisieren: Deko-Coach Conny Kälin (r.) sichtet mit des Hauses, Ursula Weyermann, das fein säuberlich im Keller aufbewahrte

Kanton Thurgau. Ihr unterstehen 90 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sich gut 60 Vollzeitstellen zum Wohl von 73 Bewohnerinnen und Bewohnern teilen. Den entscheidenden Impuls erhielt sie von Mitarbeiterinnen des Hausdiensts und der Gästebetreuung. Sie äusserten den Wunsch, sich vermehrt um die Dekoration des Heims zu kümmern.

Das Anliegen fand bei Susanne Schwizer sofort Gehör: «Ich dachte mir schon eine Zeit lang, dass wir die Dekoration professionalisieren sollten. Wir brauchen eine Linie, die wir durchziehen, einen Stil, der den offenen Geist des Hauses wiedergibt. Und effizienter sollte die Dekoration auch werden. Sodass wir nicht jede Saison, bei jedem Feiertag oder sonstigen Anlass wieder von null beginnen müssen, sondern eine Grundlage haben, auf der wir das jeweils aktuelle Thema aufbauen könnten.»

Kreative Wiederbelebung

Hier kam Conny Kälin ins Spiel. Mit «lineaconny.ch», einem Blumen- und Dekorationsgeschäft, hatte sich die 47-jährige Unternehmerin aus dem schwyzerischen Siebnen schon längst

einen Namen als Deco-Coach weit über ihr Einzugsgebiet in der March hinaus gemacht. «Ich versuche, mit den personellen und materiellen Ressourcen, die in einer Institution bereits vorhanden sind, ein Optimum herauszuholen.» Was Kälin damit meint, traf sie in Romanshorn fast idealtypisch an, als sie letzten Frühling mit ihrem Einsatz begann.

Bei einem ersten Besuch stiess sie im Keller auf einen grossen, gut aufgeräumten Fundus von Dekorationsmaterial, das sich über die Jahre angesammelt hatte und auf eine kreative Wiederbelebung wartete: «Man glaubt gar nicht, was sich in den Heimen alles an wertvollem Dekomaterial versteckt. In manchen Fällen übertrifft es sogar das Lager eines Blumenladens.

Oft gehen irgendwann die Ideen aus, was man mit den vorhandenen Elementen noch alles machen könnte. Dann wird unnötig jedes Jahr, für jeden Anlass, Neues dazu gekauft. Dabei wartet im Keller ein ganzer Schatz darauf, gehoben zu werden. Grosse zusätzliche Materialkosten fallen keine an.»

Nach den ersten Abklärungen betrachtete sie mit den Deko-Verantwortlichen die Räumlichkeiten des Heims. Was bietet sich an vorhandenem Material an? Wie sind die Platzverhält-

«Für eine atmosphärische Dekoration haben wir alles. Wir müssen es nur gebrauchen.»



«Mein Ziel ist erreicht, wenn es mich nach ein paar Besuchen nicht mehr braucht»: Conny Kälin bei der Arbeit am Empfang.

der Dekorationsverantwortlichen Dekorationsmaterial. Fotos: Tom Zünd



WEIL GUTES PERSONAL ZÄHLT

Die Stiftung Loogarten in Esslingen (ZH) bietet an ruhiger Lage mitten im Grünen vielfältige Lebens- und Wohnformen im Alter. Das umfangreiche individuelle Pflege- und Betreuungsangebot hat eine möglichst hohe Lebensqualität der Gäste zum Ziel. Damit diese sich liebevoll umsorgt und sicher wohl fühlen, geben die rund 130 Mitarbeitenden tagtäglich ihr Bestes. Falls dies auch Ihr Anliegen ist und Sie eine erfahrene Führungsperson sind, suchen wir Sie ab Februar 2017 oder nach Vereinbarung als

GESCHÄFTSFÜHRER/-IN

In der Funktion als **Geschäftsführer/in** führen Sie das gut aufgestellte Alters- und Pflegezentrum Stiftung Loogarten, organisieren einen effizienten und wirtschaftlichen Betrieb, sind verantwortlich für das Personal und die Finanzen. Sie sichern die Qualität des Angebots, entwickeln die Institution entsprechend den sich wandelnden Ansprüchen und Bedürfnissen weiter und gestalten so die strategische Ausrichtung mit. Sie konzipieren und kommunizieren ethische Grundlagen, Rahmenbedingungen, die Gestaltung des Heimalltages sowie das Angebot an Aktivitäten. Ihr Ziel ist es, Ihre rund 90 Gäste ihren Bedürfnissen entsprechend zu unterstützen und ihnen ein förderliches Umfeld zu schaffen. Daher sorgen Sie sich besonders um die Qualität der Dienstleistungen und die kontinuierliche Verbesserung von Prozessabläufen. Nicht zuletzt führen, fördern und fordern Sie Ihre Mitarbeitenden und erreichen so gemeinsam die Unternehmensziele. Auch vertreten Sie die Institution proaktiv gegen aussen und pflegen Kontakte mit Angehörigen, Behörden und anderen Anspruchsgruppen.

Sie sind die ideale Kandidatin/der ideale Kandidat, wenn Sie über eine ausgewiesene Erfahrung und die erforderlichen Qualifikationen (Diplom für Institutionsleitungen oder gleichwertige Ausbildung) verfügen, eine Altersinstitution professionell und vorausschauend zu führen. So bringen Sie hohe Managerqualitäten und unternehmerisches Denken mit, haben einen Blick aufs Ganze, kennen sich aber auch mit der Pflegefinanzierung und gesetzlichen Grundlagen aus. Dabei tragen Sie vor allem Sorge für das Wohl der Bewohnenden. Sie führen authentisch, können begeistern, motivieren als auch überzeugen. Sie legen zudem Wert auf eine konstruktive Zusammenarbeit mit einem kompetenten Leitungsteam und dem Stiftungsrat. Letzterer erwartet von Ihnen ein hohes Mass an Loyalität und Selbstständigkeit, ist aber ebenso offen für Ihre Ideen. Ihre Kommunikation ist entsprechend transparent und zielführend. Wenn Sie überdies mit Ihrem Humor gute Laune verbreiten können, sollten wir uns unbedingt kennenlernen!

Haben Sie Interesse an dieser vielseitigen Tätigkeit, die Ihnen Gestaltungsfreiraum in einem dynamischen Umfeld bietet? Dann freut sich Frau Elise Tel, **Leiterin der Personalberatung von CURAVIVA Schweiz**, auf Ihre Bewerbung per Post oder E-Mail. Frau Tel gibt auch gerne Auskunft unter der Nummer 031 385 33 63.

Senden Sie Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen per Post oder E-Mail an:

Der nationale Dachverband **CURAVIVA Schweiz** vertritt die Interessen und Positionen von über 2400 Heimen und sozialen Institutionen. Die **Personalberatung von CURAVIVA Schweiz** ist auf die Vermittlung von Kader- und Fachpersonen aus der Heimbranche spezialisiert. Dank einem etablierten und persönlichen Netzwerk und langjähriger Erfahrungen wird hier die richtige Person an den richtigen Ort vermittelt.

www.curaviva.ch/personalberatung

CURAVIVA Schweiz
Personalberatung
Elise Tel
Zieglerstrasse 53
3000 Bern 14
E-Mail: e.tel@curaviva.ch

nisse? Was gibt es für Fenster? Wie fällt das Licht ein? Der Rest war Intuition; wobei weniger der eigene Geschmack im Vordergrund stand, als die Frage: Wie könnten die Wünsche und Bedürfnisse des Kunden mit den Gegebenheiten vor Ort und den vorhandenen Materialien zu einer Art roten Faden gesponnen werden, der sich in der Basisdekoration zeigen würde? Damit beschäftigte sie sich, als sie wieder zuhause war.

Die Aufgabenstellung hatte sie im Gespräch mit Heimleiterin Susanne Schwizer definiert:

- Die zukünftige Deko hatte nachhaltig zu sein, das heisst auch, dass es sich inhouse machen lassen und in Verbindung zu den Mitarbeitenden stehen musste.
- Die Kompetenzen der zuständigen Mitarbeiterinnen sollten spezifisch gefördert und genutzt werden, damit die Weitergabe von Know-how jederzeit garantiert bliebe.
- Der Aufwand muss derart geleistet werden können, dass er die Arbeitszeiten sinnvoll ausfüllt und die Personal-Ressourcen effizient nutzt.
- Die Tätigkeiten sollten Spass machen und die Arbeit der Mitarbeiterinnen bereichern.

Selbstverständlich hatte die Dekoration diversen Anforderungen zu genügen. So musste sie Brandschutz-Vorgaben einhalten, und sie musste den Bewohnerinnen und Bewohnern gerecht werden, durfte also keine giftigen Pflanzen oder andere gefährliche Gegenstände beinhalten. Wenn etwas dazugekauft werden musste, wollte man wenn immer möglich Lieferanten aus der Umgebung bevorzugen.

Davon, dass es im Romanshorer Pflegeheim genügend talentierte und motivierte Mitarbeiterinnen gab, konnte sich Conny Kälin am Workshop überzeugen, der ebenfalls zu ihrem Auftrag gehörte, wie Susanne Schwizer ihn umrissen hatte. Zusätzliche Gelder brauchte Schwizer dafür keine zu suchen, denn «diese Weiterbildung und das Coaching können wir aus dem laufenden Budget finanzieren».

Und so machte sich Kälin mit ihrer Gruppe aus dem Pflegeheim an die Arbeit. Das Ziel: die Selbstkompetenz der Mitarbeitenden aktivieren und mit einer einfachen Grunddekoration aus vorhandenen Materialien, die einfach instand zu halten und zu handhaben ist, einen möglichst nachhaltigen Effekt erzielen. Kälin legte den Fokus auf unvergängliche, natürliche Materialien, die keine regelmässige Pflege brauchen: Metall, Glas, Holz, Stein. Zum Einsatz kamen Töpfe, Vasen, Textilien, Trockenblumen und Kunstgewächse, Füllmaterialien von Wolle bis zu Styropor, Sterne, Zwerge, Kugeln und Hölzer, Bambus, Flechtwerk, alles war im Keller vorhanden. Es brauchte nur neu in Szene gesetzt zu werden für jenes Grundkonzept, das im regionalen Pflegeheim Romanshorn Licht, Farben und Formen zusammenspielen lässt und ein Raumgefühl von beruhigender Leichtigkeit erzeugt, unverwechselbar und doch immer bereit, neu angepasst zu werden.

Weitergabe von Know-how muss gelingen

«Mein Ziel ist erfüllt, wenn ich nach ein paar Besuchen hier sehe, dass es mich nicht mehr braucht, damit sich die Dekoration jederzeit à jour zeigt. Die Voraussetzung dafür ist, dass die Weitergabe von Know-how ins Do-how, der Wissenstransfer,



Mit vorhandenen Materialien aus dem Fundus das Optimum herausholen.

nachhaltig gelingt und die mit der Dekoration Betrauten von der Heimleitung die Zeit und die Kompetenz zugesprochen erhalten, die es dafür braucht, dass auch bei Personalwechseln die Verantwortung in gute Hände übergeht.»

Dies scheint in Romanshorn der Fall zu sein, wo mit Ursula Weyermann, 55, von der Gästebetreuung eine Dekoverantwortliche die Initiative übernommen hat, die mit Freude und Engagement Kälins Credo weiter umsetzt: «Wir haben alles, wir müssen es nur brauchen», damit – ohne das Budget zu strapazieren – eine einfache, praktische und gleichzeitig atmosphärische Dekoration das ganze Jahr über bestehen bleibt.

Anerkennung von Bewohnern und Besuchern

«Der Mehrwert für unsere Institution liegt dabei ja auf der Hand: Wir steigern das Wohlbefinden der Bewohner und Besucher, aktivieren unseren Fundus an Material, setzen Personalressourcen gezielt ein, bieten eine attraktive Weiterbildungsmöglichkeit und ermöglichen motivierende Impulse», sagt Susanne Schwizer. Sie und die Ihren schauen mit Freude der Weihnachtszeit entgegen. Denn schon merken sie: «Wir haben jetzt einen durchgehenden Stil. Man spürt die Fachlichkeit in der Dekoration, die Professionalität», sagt Schwizer, und Ursula Weyermann ergänzt: «Dafür bekommen wir immer wieder Anerkennung von Bewohnern und Besuchern. Das motiviert.» Ebenso wichtig aber ist es, dass beim Personal mit dem neuen Stil auch eine neue Freude aufgekommen ist. Sie zeigte sich Conny Kälin in den glänzenden Augen und dem Lachen in den Gesichtern, als die erste Dekoration fertig war. Und sie bleibt spürbar bei jedem Blick, der hier auf einem verspielten Tischschmuck oder dort an einer geheimnisvollen Pflanzenskulptur haften bleibt. ●

«Wir steigern das Wohlbefinden, bieten Weiterbildung an, ermöglichen Impulse, die motivieren.»

Gärtnern ist eine Beschäftigung, bei der Nachhaltigkeit praktisch erlebt wird

Blühen und Verwelken

Unser Leben hienieden ist beschränkt. Doch wir sind auch Teil von Lebenszyklen – von Werden und Vergehen. Wie alles in der Natur. Gärtnern im Alter kann darum zuversichtlich stimmen und tröstlich wirken.

Von Urs Treppe

Viel hat man davon nicht gemerkt. Das bald zu Ende gehende Jahr 2016 war ganz offiziell ein «Gartenjahr». Bundesrat Alain Berset hat es ausgerufen – und warnte Anfang Jahr davor, dass die Gärten aus unserer Landschaft zu verschwinden drohen: «Der Garten als Begegnungsraum braucht unseren Schutz. Gärten sind in einem Land unter hohem Siedlungsdruck zentral für unsere Lebensqualität.»

Es gab zwar zahlreiche Veranstaltungen und Aktionen, die in den letzten Monaten auf das Gartenjahr aufmerksam machten. Aber wie viele derartig ausgerufene Jahre zum Schutz von Naturräumen, Tieren oder Kulturgütern sind sie in erster Linie Ausdruck einer guten Absicht. Immerhin hat sich das Gartenjahr aber in eine Entwicklung eingeschoben, die schon seit einigen Jahren zu beobachten ist:

In den Städten und Agglomerationen, wo der Siedlungsdruck besonders stark ist, macht sich mehr und mehr eine Bewegung breit, die dem Garten zu seinem Recht auch im urbanen Kontext verhelfen will: Urban Gardening nennt sich die Bewegung – auf Englisch, weil diese Gartenbewegung aus Grossbritannien kommt, wo man der Gartenpflege schon immer eine grosse Bedeutung zumass. Welche andere Königin als die englische sieht man sonst in Gummistiefeln im Garten?

Viele alte Menschen gärtnern, weil sie gärtnern dürfen und nicht gärtnern müssen.

Die englische Königin steht schon seit längerer Zeit in der zweiten Lebenshälfte. Wenn auch nicht konkret für die Queen, aber doch für alte Menschen hat die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) zum Gartenjahr 2016 das Forschungsprojekt «Grünräume für die zweite Lebenshälfte – Förderung von Lebensqualitäten und Gesundheit durch neue Grünraumqualitäten von Wohnsituationen älterer Menschen in der deutschen Schweiz» durchgeführt. Die Wissenschaftler wollten herausfinden, welche Funktion das Gärtnern und der Garten für alte Menschen haben können. Sie gingen davon aus, dass mit dem Alter und der damit einhergehenden Einschränkung der Mobilität und des Lebensradius der Garten zu einem wichtigen Erlebnis- und Betätigungsraum wird. Tatsächlich ist ein immer wieder genannter Grund, warum Menschen im Alter und trotz Beschwerden im eigenen Einfamilienhaus wohnen bleiben möchten, dass ihnen «der Garten fehlen würde».

Warum nur? Gärtnern ist Arbeit, man macht sich dreckig, der Ertrag ist im Vergleich zum Aufwand eher gering. Trotzdem gibt es viele Menschen, die im Alter gärtnern – im eigenen Garten oder in einem Gemeinschaftsgarten. Vielleicht ist die Antwort ganz einfach: Diese Menschen gärtnern, weil sie gärtnern dürfen und nicht gärtnern müssen.

Viele Menschen, die heute achtzig Jahre oder älter sind, erlebten als Jugendliche und junge Erwachsene noch, wie ein Garten zum Haushalt gehörte – als Garten hinter dem Haus, als Pflanzplatz oder Schrebergarten. Hier wurde gepflanzt, gepflegt und geerntet für die eigene Küche. Der Garten mit dem Gemüse, den Früchten und den Beeren war für viele Familien eine ökonomische Notwendigkeit. Als man später Gemüse und Früchte bequem im Supermarkt kaufen konnte, war dies auch eine Befreiung von der Mühsal des Gärtnerns. Doch nicht wenige dieser Menschen entdecken später, dass die



Alter Mann beim Schneiden von Rosen: Gartenarbeit hat auch eine metaphysische Komponente.

Foto: Martin Linsi

Arbeit im Garten mehr sein kann als die Produktion von Lebensmitteln. Petra Hagen Hodgson, Leiterin des Forschungsprojekts «Grünräume für die zweite Lebenshälfte» der ZHAW, hat jedenfalls festgestellt, dass «viele – nicht alle – Menschen sich heute nach mehr Bodenhaftung sehnen, nach Identifikation und Miteinander im häuslichen Umfeld. Sie wollen gerne etwas selbst machen, zusammen mit anderen. Hier knüpfen die neuen Formen des gemeinschaftlichen urbanen Gärtnerns an. Sie setzen der Vereinzelung in der Stadt etwas entgegen, sie ermuntern gemeinsames, sinnstiftendes und handwerkliches Tun. Im temporären Garten kann erprobt werden, wo man sich längerfristiger engagieren mag, engagieren kann oder eben nicht. Jedenfalls sind der Garten und das gemeinschaftliche Gärtnern in der Öffentlichkeit und in der Medienlandschaft im Gespräch.»

Eine metaphysische Komponente

Urban Gardening ist also beileibe kein Phänomen junger Stadtbewohner, die der Natur in der Stadt zu neuen Freiräumen verhelfen wollen. Ältere und alte Menschen, die den Garten noch

als Notwendigkeit erlebt haben, entdecken, dass Gärtnern mehr ist als kleinräumige Landwirtschaft zur Produktion von Lebensmitteln: Gartenarbeit hat auch eine metaphysische Komponente. Sie bindet uns ein in den Zyklus von Werden und Vergehen. Der grosse Essayist Michel Montaigne hat einmal geschrieben, er wolle, dass «der Tod mich beim Kohlpflanzen antrifft, aber derart, dass ich mich weder über ihn noch über meinen unfertigen Garten gräme».

Der Garten und die Arbeit im Garten machen gelassen gegenüber dem Tod. Der Garten ist immer ein Zukunftsprojekt, auch wenn die eigene Zukunft kürzer wird. So kann er im Alter tröstlich und zuversichtlich stimmen.

Auch wenn wir ein nächstes Werden im Garten selbst nicht mehr erleben, haben wir die Gewissheit, dass es das Werden geben wird.

Es ist also nicht allein der Aufenthalt im Freien, das Sonnenlicht und die frische Luft, die das Wohlbefinden steigern. Auch nicht allein das sinnliche Erlebnis der Düfte und Geschmäcker, die den Garten so wertvoll machen. Es ist auch das Erlebnis, eingebunden zu sein. Eingebunden zu sein im Leben. ●

Der Garten und die Arbeit im Garten machen gelassen gegenüber dem Tod.

Der Pigna-Park ermöglicht, individuelle Bedürfnisse auszuleben

Ein Garten des Seins

Seit 2013 bietet die Stiftung Pigna in Kloten ZH Menschen mit Behinderung einen grossräumigen Park, in dem sie sich frei und selbstwirksam bewegen können. Nach dreieinhalb Jahren zieht unsere Autorin Bilanz: Der Ort bietet Lebensqualität.

Von Susanne Grasser*

Ich sitze im Schatten des Birnbaumes und trinke Kaffee. Neben mir sitzt eine ältere, etwas behäbige Frau auf dem Bänkli, schaut immer wieder meine Kaffeetasse an, seufzt. Sie rutscht hin und her, versinkt wieder in sich, schaut erneut auf, als ich einen weiteren Schluck nehme. Was bin ich wohl für eine schlechte Betreuerin, die meiner Klientin keinen Kaffee anbietet, ihr keine Tasse richtet und serviert?

Diese Szene spielt sich über Wochen immer wieder ab. Es ist nicht leicht auszuhalten, es nicht zu tun. Wir Betreuenden vom Park tun nichts. Wir animieren nicht, wir motivieren nicht, wir fördern nicht, wir aktivieren nicht, wir bedienen und versorgen nicht.



* **Susanne Grasser** arbeitet als Teamleiterin im Park der Stiftung Pigna für Menschen mit Behinderung. Sie hat an der Universität für Bodenkultur in Wien Landwirtschaft studiert und ist ausgebildet in systemischer Erlebnispädagogik und lösungsorientierter Gesprächsführung.

Heute ist es etwas regnerisch, wir haben uns ins geschützte Glashaus zurückgezogen. Und plötzlich kommt Vreni und sagt klar und deutlich «Kaffi!». Weil sie es doch kann: Sagen, was sie will, und ihren Bedürfnissen Ausdruck verleihen. Das mag bei anderen Klientinnen und Klienten anders aussehen, anders tönen. Viele unserer Klientinnen und Klienten können sich nicht verbal ausdrücken. Manche sind auf uns Betreuende bezogen, andere leben ganz in ihrer Welt. Und so manche sind anfangs vielleicht auch überfordert, selbst zu entscheiden, gar selbst zu wollen.

Die grosse Kunst ist es, unseren Klientinnen und Klienten den Freiraum zu lassen, Zugang zu ihren Bedürfnissen zu finden, überhaupt ihre eigenen Bedürfnisse zu spüren, um aus eigenem Antrieb handeln zu können.

Vreni kann es doch: Sagen, was sie will, und ihren Bedürfnissen Ausdruck verleihen.

Sinn haben – sinnvoll sein

Wie schnell sagen wir «Komm! Schau! Mach!». Viele Menschen mit geistiger Beeinträchtigung, vor allem aus der älteren Generation, sind es gewohnt, ihr Leben lang an der Hand geführt zu werden, durchaus wohlwollend, vielfach fördernd, oftmals notwendig, wenn es zum Beispiel um Grundversorgung oder Hygiene geht. Wir Betreuenden lernen in der Ausbildung agogisch anzuleiten, wir lernen kreativ und musisch zu beschäftigen, vielleicht auch noch, «etwas Sinnvolles» unter Anleitung zu produzieren. Aber wer sagt denn, was sinnvoll ist? Was Sinn macht? Und für wen muss es denn Sinn machen?

Chrigi dreht sich zwei Stunden lang im Kreis, klatscht mit den Händen, kommt ein paar Meter heraus aus seiner finsternen Ecke zwischen den kalten Betonwänden, grinst und verschwindet wieder an seinen Lieblingsplatz. Er wählt. Und auch wenn für mich als Betreuerin nicht nachvollziehbar ist, was an dieser



Freiheit und Lebensfreude: Wenn er Lust hat, darf dieser junge Bewohner auch einfach die langen Ranken der Kapuzinerkresse ausreissen und durch die Luft schwenken.

Fotos: Susanne Grasser

finsternen Ecke einladend sein soll («wir haben doch so einen schönen grünen Park»), was der «Sinn» seiner Drehungen ist. Es ist sein Lieblingsplatz und seine Beschäftigung, die ihm Genugtuung bereitet.

Weg vom Fördern und Fordern, hin zum Sein

Als Ergänzung zur hochstrukturierten Beschäftigung in den Ateliers ist der Park ein interventionsarmes Angebot mit grösstmöglicher Autonomie und Selbstwirksamkeit für die Klientinnen und Klienten. Innerhalb der Tagesstruktur für jeweils eine Einheit von zweidreiviertel Stunden morgens und nachmittags darf eine Gruppe von sechs bis zehn Klientinnen und Klienten den Pigna-Park frei nutzen. Während wir Betreuenden im Hintergrund präsent sind, verteilen sich die Klientinnen und Klienten im grossräumigen Parkgelände, im Glashaus oder im beheizten Warmraum mit kleiner Küche. Zusätzlich haben ausserhalb der Tagesstruktur zwei Wohngruppen im Parterre direkten Zugang zum Parkgelände.

In den 90er-Jahren hat in der Behindertenhilfe ein Paradigmenwechsel stattgefunden vom Objekt von Fürsorge hin zum Subjekt der eigenen Lebensgestaltung, vom Hilfeempfänger hin zum Nutzer von Dienstleistungen, von der Betreuung hin zur Assistenz.

Die Stiftung Pigna bietet in verschiedenen Wohnformen 111 Wohn- und 55 Tagesstättenplätze sowie in 2 Werkstätten und einem Dienstleistungsbetrieb insgesamt 170 Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung an. Pigna ist im Zürcher Glattal und Unterland tätig (www.pigna.ch).

Voraussetzung für unsere Klientinnen und Klienten, ihre Selbstwirksamkeit im Park leben zu können – wesentliche Voraussetzungen für menschliche Entwicklung, für Lernen und Wohlbefinden überhaupt –, sind Autonomie, Sicherheit und Neugier. Wir müssen ihnen einen Rahmen schaffen, in dem sie sich sicher und geborgen fühlen. Sicherheit gibt der abgeschlossene Parkraum, der gewährt, dass auch desorientierte Klientinnen und Klienten oder Weglaufgefährdete nicht verloren gehen. Sicherheit gibt auch das Wissen, dass wir Betreuenden

da sind. Es ist unsere Aufgabe, präsent zu sein und doch grösstmöglichen Freiraum zu lassen, um Autonomie zu ermöglichen. Die Neugier weckt der Naturraum an sich: All die sensorischen Reize wie Wettereinflüsse, Naturereignisse, Pflanzenvielfalt, unterschiedlichste Raumqualitäten und anderes mehr. Der Park bietet quasi basale Stimulation, ist ein grosser Outdoor-Snoezelen-Raum. Die Sinne

werden auf allen Ebenen angesprochen: Ein Naschgarten verführt mit diversen Beeren, Früchten zum Selber-Pflücken. Neugierig macht auch das, was rundherum läuft: Unsere Angebote sind unauffällig und indirekt, indem wir Betreuenden vorleben, was es an Möglichkeiten gibt: Schneeschaukeln im Winter, Blumen pflücken im Frühjahr, die Füsse im Becken abkühlen im Sommer, Laub wischen im Herbst. Oder eben: einfach sein.

Von der Idee zur Umsetzung

Entstanden ist die Idee, als sich einzelne Personen vom Personal und aus dem Kader fragten: Wenn ich morgen einen Unfall hätte, gelähmt an den Rollstuhl gefesselt wäre, nicht mehr sagen könnte, was ich will und was nicht – würde ich gern den ganzen Tag fremdbestimmt von der Wohngruppe in die Gruppe der Tagesstruktur geschoben werden, in der Grup-

Der Park ist ein interventionsarmes Angebot mit grosser Autonomie und Selbstwirksamkeit.

>>

pe basteln und singen müssen? Und schliesslich wieder zurück auf die Wohngruppe? Wo und wie würde ich mich wohlfühlen, müsste ich plötzlich die Seite wechseln?

2004 hat sich daraufhin eine Projektgruppe zur Entwicklung eines Parks gebildet, in der neben Geschäftsleitungsmitgliedern auch Betreuungspersonal und Angehörige vertreten waren. Workshops wurden mit Klientinnen und Klienten von Pigna veranstaltet, um alle Meinungen in den Prozess der Parkkonzeption mit einzubinden.

Intrinsische Motivation

Wir begegnen unseren Klientinnen und Klienten in einer lösungs- und ressourcenorientierten Haltung. Grundannahme dieser Haltung ist, dass jedes Handeln durch ein Bedürfnis geleitet ist. Der Mensch handelt immer im Sinn seiner eigenen Entwicklung. Hier im Pigna-Park findet Entwicklung aus innerer – intrinsischer – Motivation statt. Vielleicht sehen wir die kleinen Schritte auch nicht immer. Bei uns lebt ein junger Mann, der mit Vorliebe Pflanzen im Park ausreisst. Er schwingt sie, kaut daran herum, schwingt sie wieder. Und auch wenn im Vorfeld Konflikte prophezeit wurden mit der Gartengruppe, die sich um den Unterhalt kümmert, so gilt ganz klar das Konzept: Der Park gehört den Klientinnen und Klienten. Und die dürfen darin machen, was

sie wollen. Erstaunlicherweise kam es nie zu den prophezeiten Konflikten; vielmehr erweist sich das Nebeneinander unserer verschiedenen starken Klientel mit unterschiedlichen Nutzungsbedingungen und Arbeitsaufträgen als bereicherndes Miteinander. Mario schwingt also weiter: die langen Ranken der Kapuzinerkresse, die verschiedenen Gräser und schönsten Blumen – der Park lebt von seiner Fülle.

So wie sich die Begegnungen mit Mitarbeitenden aus der Gartengruppe des Dienstleistungsbetriebs oft als bereichernd erweisen für beide Seiten, erleben wir auch bei den Klientinnen und Klienten untereinander mancherlei Neues. Begegnungen finden frei statt, ohne dass wir als Betreuende sie steuern oder intervenieren. Manchmal passieren Dinge, die wir nie erwartet hätten – weil es nicht in unserer

Vorstellung liegt, die wir von den Bewohnenden haben, oder weil wir bisher den Rahmen dafür gar nicht geboten haben. Manuel, ein junger Mann im Rollstuhl, der es gerne hat, wenns chlopft, wirft mit Vorliebe alles auf den Boden, was in seiner Reichweite ist. Ich stelle ihn an den kleinen Gartentisch, auf dem ich einige Steine drapiert habe. Sofort ist Chrigi zur Stelle, ein Mann mit Autismus-Spektrum-Störung, der es gar nicht haben kann, wenn es unordentlich ist und die Dinge nicht an ihrem Platz sind. Aus der Ferne beobachte ich diese wunder-

Der Park gehört den Klientinnen und Klienten. Sie dürfen darin machen, was sie wollen.

Anzeige

www.exagon.ch



Kerzen und Seifen selber machen

Beste Rohmaterialien, Gerätschaften und Zubehör für Hobby, Schulen, Kirchen und Werkstätten.

EXAGON, Bernerstr. Nord 210, 8064 Zürich, Tel. 044/430 36 76, Fax 044/430 36 66
E-Mail: info@exagon.ch



heimelig betten
PFLEGE · KOMFORT

8280 Kreuzlingen
Tel. ★ 071 672 70 80
365 Tage erreichbar

www.heimelig.ch

Im Alter zu Hause leben

Heimelig Betten möchte, dass Sie sich zuhause fühlen.

Wir beraten Sie gerne und umfassend und übernehmen die erforderlichen administrativen Aufgaben mit den Kostenträgern, damit Sie Ihren Alltag zuhause weiterhin geniessen können.



Vermietung und Verkauf von Pflegebetten

hotelleriesuisse
Swiss Hotel Association

CURAVIVA.CH

PLANEN SIE EIN NEUES PROJEKT?



Hier finden Sie professionelle Berater für Schweizer Institutionen und Heime:
www.curaviva.ch/beraternetzwerk



Planschen, im Schatten Zeitung lesen oder ganz einfach sein: Im Park der Stiftung Pigna sollen Menschen mit Behinderung viel Freiraum haben, damit sie ihre Selbstwirksamkeit entdecken können.

bare Kooperation – jeder in seiner Welt und doch ein gelungenes Miteinander: Während Manuel die Steine auf den Boden wirft, hebt Chrigi in seinem Ordnungssinn einen nach dem anderen wieder fürsorglich auf und legt sie zurück auf den Tisch.

Zutrauen, zulassen und vertrauen

Ohne Freiraum können sich auch Ressourcen nicht entwickeln. Der Freiraum gibt die Möglichkeit, überhaupt herauszufinden, wo die Ressourcen jedes Einzelnen sind. Wir führen Menschen mit Behinderung hin zur Selbstwirksamkeit, indem wir beobachten, zutrauen, zulassen und vertrauen.

Pigna richtet sich bei ihrer Arbeit im Park nach dem Prinzip der grösstmöglichen Autonomie für Menschen mit Behinderung und der geringstmöglichen Intervention. Wir ermöglichen den Klientinnen und Klienten ein individuelles Kennenlernen, Entdecken des Parks. Für Hilfestellungen stehen wir im Hintergrund bereit. Hilfestellungen und Intervention leisten wir bei Überforderung, bei Selbst- und Fremdgefährdung.

In den ersten Wochen des Pigna-Park-Betriebs blieb Anni einfach stehen, wo man sie abgestellt hatte, blieb sitzen wo man sie abgesetzt hatte. Ja, primär sass sie die meiste Zeit. Heute sieht man sie flotten Schrittes die Wege des Parks abschreiten, und wir freuen uns im Stillen an ihrem neu entwickelten Bewegungsdrang. Auch hat sie die Freiheit kennen und schätzen gelernt, kommen und gehen zu dürfen ganz nach ihrem eigenen Bedürfnis. Von der Wohngruppe hat sie einen direkten Zugang zum Park. Sie geniesst das Raus und Rein über die Schwelle, sitzt auf dem Garderobenbänkli vor der Tür zum Park – und wenn sie Lust hat, wird sie aufstehen und zu uns

kommen. So versuchen wir, den Bedürfnissen jedes Einzelnen unserer Klientinnen und Klienten in der jeweiligen Tagesverfassung individuell gerecht zu werden.

Für wen der Park geschaffen ist

Speziell für Menschen mit Autismus-Spektrum-Störung (AAS) scheint uns anhand der Erfahrung der Park eine Bereicherung. Während die meisten Menschen mit AAS hochstrukturiert be-

gleitet werden und diese Struktur brauchen, gibt es ein ganz spezifisches Segment der AAS-Betroffenen, denen der Freiraum gut tut, die Lebenswelt erweitert, ihre Persönlichkeit zur Entfaltung bringt.

Natürlich lassen wir bei Minustemperaturen keinen Klienten im Rollstuhl im Park stehen. Klientinnen und Klienten, die aufgrund ihrer körperlichen Einschränkungen ihre Selbst-

wirksamkeit nicht leben können, bieten wir sehr wohl Abwechslung, bemüht, das beste Angebot zu machen. Wir Betreuenden sind in allen notwendigen Prozessen da. Wenn Vreni eines Tages nicht mehr in der Lage sein wird, selbst zu sagen, was sie will, werden wir auch sie in der Erfüllung ihrer Bedürfnisse unterstützen. Heute muss sie noch selbst den «Kaffi!» bestellen. Was neun Jahre nach der ersten Idee Praxis wurde und wir in den vergangenen vier Jahren an Erfahrungen mit den Klientinnen und Klienten im Park sammeln konnten, lässt uns zum Schluss kommen: Ja, dieser Ort bietet Lebensqualität! Der Pigna-Park: ein Versuch, ein Ansatz, eine Möglichkeit. Der Park wurde geschaffen als ein Raum für Menschen mit Behinderung, wie wir Menschen ohne Behinderung ihn uns auch wünschen würden, ein Freiraum, in dem auch wir gerne leben würden. ●

Nur mit Freiraum lässt sich herausfinden, wo die Ressourcen jedes Einzelnen sind.

Bewährtes Mobiliar erhalten statt ersetzen

Werterhaltende Lebensverlängerung

Oft ist das Mobiliar in Alters- und Pflegeheimen in die Jahre gekommen. Mit dem Geschäftsbereich Remanufacturing bietet der traditionsreiche Schweizer Möbelhersteller Girsberger einen besonderen Service an: Hochwertigen Stühlen und Tischen wird durch eine grundlegende Überarbeitung ein zweites Leben ermöglicht. Ganz im Sinne der Nachhaltigkeit und im Sinne der Nutzer, die ihre liebgewonnene Umgebung ungern verändert wissen.

Interview mit Andreas Kramer

Wir treffen Sie dabei an, wie Sie in Seniorenheimen Stühle und Tische drehen und wenden. Was führt einen jungen Menschen wie Sie dazu?

Ja, die Frage ist natürlich berechtigt! Ich will es einmal so zusammenfassen: Meine Leidenschaft als gelernter Schreiner ist es, hochwertige Möbel wertzuschätzen und damit auch vermeintlich ausgedientes Mobiliar zu neuem Leben zu erwecken – ihm ein Second Life zu schenken! Denn es schmerzt, mitanzusehen, wie qualitativ hervorragende Möbel durch neue, preiswerte Exemplare unbekannter Dauerhaftigkeit ersetzt werden – obwohl eine derartige Ersatzbeschaffung übermässig Ressourcen verbraucht und auf Dauer oft kostspieliger ist. So gesehen kann ich nur überzeugt sein von einer Leistung, die dem Seniorenheim einen echten Mehrwert bietet und gleichzeitig ermöglicht, unsere Kernkompetenzen kundendienend einzusetzen.

Wir konfrontieren Interessenten und Kunden grundsätzlich mit der Frage, ob es Sinn macht, ein praxiserprobtes, bei Pflegepersonal und Bewohnern gleichermaßen geschätztes Produkt durch ein neues Produkt auszutauschen, von dem ungewiss ist,

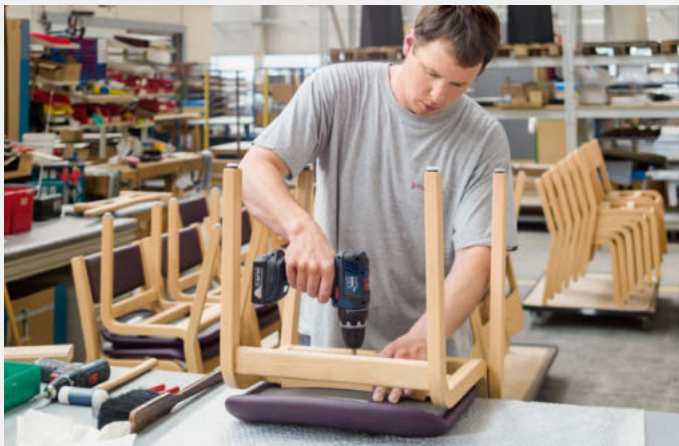
ob es sich auch so lange bewährt, wie das jetzige. Hinzu kommt, dass ältere Menschen die vertraute Umgebung, das gewohnte Mobiliar mit seinen haptischen Eigenschaften lieben und sie nehmen eine Umstellung oft als Störung wahr.

Wie beurteilen Sie, ob sich eine Renovierung lohnt?

Mein Fachwissen als Holzingenieur und mehrere Jahre praktische Erfahrung helfen mir, die Machbarkeit einer Sanierung beim Kunden vor Ort einzuschätzen und ihm mögliche Lösungsansätze für eine Renovierung aufzuzeigen. In vielen Alters- und Pflegeheimen sind qualitativ hochwertige Holzstühle im Einsatz, die meist am Gestell deutliche – von Rollatoren und Rollstühlen verursachte – Schlag- und Kratzspuren aufweisen, deren Polster durchgesessen sind und deren Bezug verschmutzt oder nicht mehr zeitgemäss aussieht. Genau in dieser Situation lohnt sich eine Überarbeitung. Manchmal kommt es vor, dass eine Kombination sinnvoll und empfehlenswert ist – zum Beispiel eine Überarbeitung eines soliden und intakten Untergestells und die Neuankfertigung einer nicht mehr erhaltenswerten Tischplatte. In einem solchen Fall lässt sich auch ein besonders reinigungsfreundliches und robustes Oberflächenmaterial empfehlen: eine neuartig nanobeschichtete Kunstharzplatte. So finden wir für jeden Kunden in jeder Situation die passende Lösung, damit sein Mobiliar nicht nur wieder gepflegt aussieht sondern auch funktional seinen Dienst für weitere 15 oder mehr Jahre einwandfrei erfüllt.

Eine Renovierung hat ja auch ihren Preis. Gibt es einen Mehrwert für diese Alternative zur Neuanschaffung?

Viele Alters- und Pflegeheime nutzen die Sanierungsmöglichkeit von Stühlen und Tischen! Es lohnt sich meist nicht nur finanziell, sondern auch aus Gesichtspunkten der Nachhaltigkeit. Das ist per se ein Mehrwert, der durch ein Upcycling



Ruferheim Nidau: Girsberger sandstrahlte, lackierte und polsterte 194 Holzstühle neu.

ergänzt werden kann, wie man das heute so schön nennt. Beispielsweise kann ein Stuhl noch bequemer gepolstert werden als er das ursprünglich war oder eine Tischplatte wird im Zuge der Überarbeitung die lang ersehnten paar Zentimeter grösser. Zudem sind insbesondere Stühle oft mit unpassenden Standardgleitern ausgestattet. Zu unserem Service gehören dann auch der Austausch und die Ausrüstung mit dem «richtigen» Gleiter dazu.

Wie gehen Sie im Projektfall konkret vor?

Wir überarbeiten einen Stuhl oder Tisch exemplarisch und legen ein Angebot bei. Damit hat das Pflegeheim eine ideale Entscheidungsgrundlage für die Sanierungsinvestition. Meine Kunden sind immer wieder beeindruckt von der Renovationsleistung, wenn sie jeweils einen überarbeiteten Stuhl neben einen abgenutzten stellen. Es kommt vor, dass der eigene Stuhl nicht wiedererkannt wird, auch aufgrund höheren Komforts oder anderer Farbe.

Natürlich sanieren wir Möbel unterschiedlichster Art und aller Marken: Während der Zeit einer Überarbeitung von z.B. Stühlen und Tischen stellen wir unseren Kunden Ersatzmöbel zur Verfügung. Die Arbeiten können in Etappen erfolgen oder möglichst auf einmal – wie es der Kunde wünscht.

Wie passen Sie die Möbel dem innenarchitektonischen Gestaltungskonzept an?

Als gelernter Innenausbauzeichner kann ich bei Bedarf auch eine Farbempfehlung für die Neupolsterung abgeben – sofern das erwünscht ist. Oft werden Stühle auch im Zusammenhang mit einer Erweiterung oder Sanierung am Gebäude überarbeitet. Dann können Farb- und Innenarchitekturkonzept wunderbar auf bestehende Stühle angewendet werden, sprich abgenutzte Stühle lassen sich passend zu einem Gestaltungskonzept modern überarbeiten.

Nach mehreren Jahren des Ein- und Ausgehens in Pflegeheimen, weiss man ziemlich genau, welche Materialien in puncto Reinigung und mehr Bequemlichkeit empfehlenswert sind, welcher Bodenbelag welchen Stuhlgleiter benötigt, welche Tischhöhe und -grösse für die Nutzung mit Rollstühlen geeignet sind.

Es kommt auch vor, dass sich die Überarbeitung eines Möbels nicht mehr lohnt und wir davon abraten. In diesem Fall bietet Girsberger selbstverständlich neue Möbel, wie Tische auf Mass oder pflegerechte Stühle.

girsberger
remanufacturing

Girsberger AG

Das Unternehmen Girsberger besteht in der vierten Generation und ist seit seiner Gründung in Familienbesitz. Es entstand in seinen Ursprüngen aus einem Holzverarbeitenden Handwerksbetrieb heraus und entwickelte sich bis heute zu einer anspruchsvollen Manufaktur in Kombination mit effizienter industrieller Fertigung. Schwerpunkte des Angebotes sind Bürostühle, Konferenz- und Loungemöbel sowie Tische und Stühle für den Wohn- und Essbereich.



Andreas Kramer

Jahrgang 1984, gelernter Schreiner und Innenausbauzeichner, Holzingenieur, seit 2008 bei Girsberger – heute in der Verantwortung für den Verkauf Remanufacturing in der Westschweiz.

Kontaktaufnahme über Tel. +41 (0)79 449 14 25
E-Mail: andreas.kramer@girsberger.com

Bei Neuronaler Ceroid-Lipofuszinose, auch Kinderdemenz genannt, gibt es keine Heilung

Wer rettet Klara?

Eine Pharmafirma entwickelt ein Medikament, das einem todkranken Kind mit einer seltenen Krankheit helfen könnte. Aber sie rückt das Mittel nicht heraus. Dafür gibt es gute Gründe.

Von Nicola Meier

Angenommen, ein Kind ist todkrank und Sie haben das Medikament, das es retten könnte. Geben Sie ihm das Medikament? Dumme Frage. Natürlich.

Angenommen, ein Kind ist todkrank und Sie haben das Medikament. Angenommen, Sie wissen: Wenn die Rettung schiefgeht, darf niemand anderes mehr das Medikament bekommen. Zehn, vielleicht hundert Kranke, denen das Medikament helfen könnte, werden nicht behandelt werden, weil Sie versucht haben, das eine kranke Kind zu retten.

Was machen Sie? Geben Sie ihm das Medikament, oder lassen Sie es sterben, damit die vielen anderen eine Chance haben? Das ist ja ein absurdes Gedankenexperiment, denken Sie. So eine grausame Entscheidung muss niemand fällen. Irrtum. Das Gedankenexperiment ist gar nicht so weit von der Realität entfernt.

Klara

«Kommen Sie bitte mit Ihrem Mann», hat die Ärztin am Telefon zu Kathrin Brenner gesagt, und: «Kommen Sie ohne Klara.» Es ist der 1. Oktober 2015, als Kathrin und Dominique Brenner sich von ihrem Reihenhaus in Schwententhal bei Kiel auf den Weg zum nahen Epilepsiezentrum machen.

Dieser Beitrag erschien zuerst in der deutschen Wochenzeitschrift DIE ZEIT.

Ein Jahr zuvor hat man bei ihrer Tochter Klara Epilepsie diagnostiziert. Inzwischen ist Klara vier Jahre alt, und die Brenners registrieren immer öfter, wie der Blick ihrer Tochter für einen Augenblick leer wird. Das seien Absenzen, erklären die Ärzte, Anfälle, bei denen Klaras Bewusstsein aussetze. Aber wieso hat Klara immer mehr Absenzen, trotz der Behandlung? Zehn Tage hat man sie im Epilepsiezentrum untersucht.

Als Kathrin und Dominique Brenner ins Sprechzimmer kommen, ist auch eine Psychologin da.

«Klara hat eine Stoffwechselerkrankung», sagt die Ärztin. Sie ringt mit den Worten, erklärt, dass es für die Krankheit Neuronale Ceroid-Lipofuszinose keine Heilung gibt, keine Therapie.

Kathrin Brenner laufen schon die Tränen über die Wangen. «Klara wird abbauen», sagt die Ärztin, «geistig und körperlich.» «Wie hoch ist die Lebenserwartung?», fragt Dominique Brenner. «Nicht sehr hoch», sagt die Ärztin.

Neuronale Ceroid-Lipofuszinose, kurz NCL, ist eine seltene Krankheit. Wie bei jedem Menschen lagern sich in Klaras Gehirn wachsartige Substanzen ab, Abbauprodukte von Zellen. So wie Staub auf der Fensterbank. Normalerweise transportiert ein Enzym sie ab, putzt also im Gehirn. Durch einen Gendefekt fehlt Klara dieses Enzym. Die Nervenzellen verkleben und sterben nach und nach ab. NCL ist eine Hirnabbauerkrankung wie Alzheimer, sie wird auch Kinderdemenz genannt. Klara wird vergessen, aber nicht nur das. Sie wird auch verlernen, zu sprechen, zu laufen, zu schlucken. Sie wird erblinden. Als Kathrin und Dominique Brenner von der Klinik nach Hause fahren, denken sie: Bloss Klara nichts merken lassen. Sie schmieren Butterbrote, lesen eine Gute-Nacht-Geschichte vor.

«Wir haben Angst um unsere Tochter, können nicht bis zur Zulassung des Medikaments warten.»

>>



Vater Dominique Brenner spielt im Garten mit Klara. Jeden Tag verliert sie Fähigkeiten. Seit kurzem trägt sie einen Helm, weil sie so oft hinfällt.

Fotos: Kathrin Harms

Als Klara schläft, weicht der Schock einer nicht gekannten Verzweiflung. Kathrin Brenner legt sich zu ihrer schlafenden Tochter, hält sie im Arm. Es kann nicht wahr sein, denkt sie. Es darf nicht wahr sein.

Klara, ihr einziges Kind. Leseratte. Pferdemädchen. Pippi-Langstrumpf-Fan.

Dominique Brenner sitzt am Computer, er braucht Fakten, um zu begreifen.

Etwa 700 Kinder in Deutschland haben NCL, liest er. Es gibt 14 bekannte Unterformen. Klara hat die sogenannte spätinfantile Form, NCL2, erste Symptome typischerweise im Alter von drei. Was Dominique Brenner noch liest, ist so grausam, dass er seiner Frau in den nächsten Tagen das Googeln verbietet. Im Schnitt zwischen dem fünften und dem siebten Lebensjahr sind NCL2-Kinder Pflegefälle, angewiesen auf Hilfe rund um die Uhr.

Bis zu Klaras fünftem Geburtstag sind es noch acht Monate.

In den folgenden Tagen wünschen die Brenners sich, was alle Eltern sich wünschen, deren Kind todkrank ist: ein Wunder.

Sechs Tage nach der Diagnose haben Kathrin und Dominique Brenner einen Termin im Hamburger Universitätsklinikum Eppendorf (UKE), wo jeden Donnerstag eine NCL-Sprechstunde stattfindet. Die Ärztin dort spricht von den NCL-Kindern als «ihren Kindern». Von ihr erfahren die Brenners, dass ein Unternehmen in den USA möglicherweise ein Mittel gegen NCL2 gefunden hat, eines, das den Verlauf der Krankheit verlangsamen, vielleicht aufhalten kann.

Es klingt zu gut, um wahr zu sein
Wissenschaftler haben es geschafft, das Enzym, das Klara fehlt, künstlich herzustellen. Nun wird die regelmässige Injektion des Enzyms ins Gehirn der Kinder getestet. Die Studie läuft in der amerikanischen Stadt Columbus, ausserdem in Rom, London und Hamburg. Hier, im UKE, werden 12 Kinder behandelt, insgesamt nehmen 24 Kinder teil. Bei einer Operation wird ihnen erst eine daumennagelgrosse Kapsel unter der Kopfhaut eingepflanzt, in die dann alle zwei Wochen das Medikament gespritzt wird. Von dort sickert der Wirkstoff durch einen Katheterschlauch ins Gehirn. Die Zwischenergebnisse der Studie: vielversprechend. Das Medikament scheint den Krankheitsverlauf zu verlangsamen, bisher ohne schwere Nebenwirkungen. Es klingt zu gut, um wahr zu sein. Das Wunder, das die Brenners sich gewünscht haben: Plötzlich scheint es möglich.

Das Gesetz

Bis zur Zulassung eines Medikaments vergehen normalerweise viele Jahre, mit gutem



Klara, die auf eine Sitzhilfe angewiesen ist, mit ihrer Mutter Kathrin Brenner.

Grund. Strenge Regeln sollen verhindern, dass sich jemals ein Schreckensszenario wiederholt, das sich in die Köpfe der Menschen eingebrannt hat. Das Schlafmittel Contergan war von 1957 an vier Jahre auf dem Markt. Dann stellte sich heraus, dass es bei Schwangeren den Fötus schädigte. Weltweit waren da bereits 10000 Babys mit fehlgebildeten Gliedmassen zur Welt gekommen. Seit dem Contergan-Skandal steht jedes neue Medikament nicht mehr nur für Hoffnung, sondern auch für Gefahr.

Nach der Contergan-Katastrophe wurde in Deutschland das Arzneimittelgesetz mehrfach verschärft. Das heutige, seit 1976 in Kraft, gilt als eines der strengsten der Welt.

Im März 2012, Klara war damals ein neun Monate altes, gesund scheinendes Kleinkind, fand in London der NCL-Kongress statt. Dort gaben Vertreter des US-Pharmaunternehmens BioMarin bekannt, dass Versuche einer Enzymersatztherapie bei Hunden positiv verlaufen seien. Nun starte eine klinische Studie für kranke Kinder.

Im September 2013, Klara war mittlerweile zwei, wurden am Hamburger UKE die ersten drei Kinder mit einer niedrigen Dosis des Mittels BMN 190 behandelt – so lautete das vorläufige Kürzel für das Präparat. Es durften nur Kinder an der Studie teilnehmen, die noch in der Lage waren, zu laufen und mindestens einen Satz zu sprechen. So ist es üblich bei Pharmastudien: Die Probanden sollen krank genug sein, aber nicht zu krank.

Bis ein Medikament zugelassen wird, werden zahllose Tests durchgeführt. Erst an Tieren, dann an Menschen. Unter anderem wird das Medikament normalerweise an Gesunden ausprobiert, um herauszubekommen, welche Nebenwirkungen es hervorruft. Man verabreicht einer Kontrollgruppe Placebos, um sicher zu sein, dass das Medikament überhaupt wirkt. Weil die Gabe von BMN 190 mit einer Operation am Gehirn verbunden ist, verzichtet man in der NCL2-Studie auf einige Schritte. Nur kranke Kinder werden behandelt, keines bekommt ein Placebo. «Kann Klara noch bei der Studie mitmachen?», fragen die Brenners.

«Leider nicht», antwortet die Ärztin. Die Anzahl der Teilnehmer ist begrenzt, die Studie geschlossen.

Eine Krankheit, zu schwer, um bis zur Zulassung des Medikaments zu warten, aber keine Chance, in eine Studie zu gelangen: ein Dilemma, das nicht nur Klara betrifft, sondern viele tausend Menschen auf der Welt. Das deutsche Gesetz sieht deshalb eine Ausnahme vor: Kann eine Krankheit zu einer schweren Behinderung oder zum Tod führen, ist die Gabe eines noch nicht zugelassenen Medikaments erlaubt. *Compassionate use* nennt sich das, Anwendung aus Mitgefühl. Gibt es ausreichende Hinweise auf Sicherheit und Wirksamkeit, kann die Pharmafirma ein Härtefallprogramm einrichten – sie ist aber nicht dazu verpflichtet. Ein solches Programm muss vom Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte, der deutschen Zulassungsbehörde, genehmigt werden. Die Firma haftet dann nicht für Schäden. Aber sie darf auch kein Geld für ihr Produkt verlangen.

«Es gab Momente, da dachte ich: Ist es richtig, dass wir Klara all dem aussetzen?»

Vielleicht kann Klara in so ein Härtefallprogramm aufgenommen werden? Die Brenners verspüren dem Unternehmen gegenüber, das dieses Medikament entwickelt hat, Dankbarkeit. An einer schweren seltenen Krankheit zu leiden ist besonders grausam, denn es gibt besonders wenig Grund für Hoffnung. Die Industrie interessiert sich kaum für seltene Krankheiten. Die Entwicklung eines Medikaments kostet oft Hunderte Millionen, manchmal mehr als eine Milliarde Euro. Geld, das ein

Konzern normalerweise nur investiert, wenn er sich einen hohen Umsatz verspricht – wenn es also viele potenzielle Patienten gibt.

Das Pharmaunternehmen BioMarin wurde 1997 gegründet, seinen Sitz hat es in Kalifornien. Medikamente für die «Waisen der Medizin» zu entwickeln, ist BioMarins Geschäftsidee. Ein Nischenmarkt. Kleine Stückzahlen, kleine Zielgruppe. Aber: hohe Rendite. Fünf

Präparate hat BioMarin auf dem Markt, weitere zehn entwickelt es, darunter das Medikament BMN 190, über das die Brenners jetzt alles wissen wollen.

Zuhause in Kiel suchen sie im Internet – und finden Berichte über Hannah, ein anderes Mädchen aus Deutschland, das NCL2 hat. Hannah bekam ihre Diagnose acht Monate vor Klara, im Februar 2015. Hannahs Eltern baten BioMarin bereits um *compassionate use*. Das Unternehmen lehnte ab. Zeitungen und Fernsehen berichteten.

Vielleicht war es bei Hannah noch zu früh, denken die Brenners, vielleicht hat sich etwas geändert. Am 30. Dezember 2015 schickt das Ehepaar eine E-Mail an die medizinische Leiterin von BioMarin.

Wenn die Alternative der sichere Tod ist

«Betreff: Klara Pauline Brenner, 4 Jahre, Diagnose NCL2
Wie Sie vom UKE Hamburg erfahren haben, gibt es ein «weiteres Kind» mit der Diagnose spätinfantile NCL. Wir sind die Eltern von diesem «weiteren Kind.»

Sie hängen ein Foto an, schreiben: «Wir haben Angst um unsere Tochter und möchten beziehungsweise können nicht bis zur Zulassung des Medikaments warten. Dies ist unsere einzige Hoffnung, und daher bitten wir Sie inständig: Helfen Sie Klara!»

Die Antwort kommt schnell. Eine freundliche, ausführliche E-Mail. Darin steht, leider könne man zu diesem frühen Zeitpunkt keinen Anfragen für eine Therapie ausserhalb der Studie nachkommen. Erst müsse die Studie ausgewertet werden, die Sicherheit der erkrankten Kinder habe höchste Priorität. Man tue alles,

um die Therapie so schnell wie möglich allen Kindern zur Verfügung zu stellen.

Wir haben Angst um unsere Tochter und können nicht bis zur Zulassung des Medikaments warten. Dies ist unsere einzige Hoffnung, und daher bitten wir Sie inständig: Helfen Sie Klara! E-Mail von Kathrin und Dominique Brenner an das Unternehmen BioMarin

Die Brenners, er Kfz-Mechaniker, sie im öffentlichen Dienst, beide 35, sind überlegte Menschen. Sie wollen nicht vorschnell urteilen. Sie denken: Klara soll kein Medikament bekommen, >>

das nicht sicher ist. Gleichzeitig fragen sie sich: Was ist, wenn «so schnell wie möglich» für Klara zu spät ist? Klaras Wettlauf gegen die Zeit hat längst begonnen. Die Fähigkeiten, die sie in den nächsten Wochen und Monaten verliert, werden für immer verloren bleiben. Was, wenn das neue Medikament ihr noch den Rollstuhl ersparen könnte, das Augenlicht erhalten würde? Wann ist ein Medikament sicher genug? Die Antwort richtet sich danach, wen man fragt. Je gesünder ein Mensch, desto weniger ist er bereit, auch nur das kleinste Risiko einzugehen. Je kranker, desto eher ist er bereit, auch das grösste Risiko in Kauf zu nehmen.

In den USA hat sich eine lautstarke Patientenbewegung formiert, die die Perspektive jener Kranken einnimmt, die zu allem bereit sind. Sie fordert ein *right to try*, das Recht, es zu versuchen: Sterbenskranke sollen ein Medikament selbst dann erhalten, wenn gerade erst die Tierversuche abgeschlossen wurden.

Warum nicht alles probieren, wenn die Alternative der sichere Tod ist?

In Deutschland gibt es bisher keine *right to try*-Bewegung. Aber in Berlin liest der Pfarrer Christian Johnsen im vergangenen Jahr in der Zeitung von einer Pharmafirma, die ein rettendes Mittel verweigert. Es geht um Hannah, jenes Mädchen, das acht Monate vor Klara die Diagnose NCL2 bekommen hat.

Johnsen, ein grosser Mann Ende 50, hat sein Büro im dritten Stock eines Plattenbaus in Berlin-Pankow. Er leitet die «Hilfsstelle für evangelische Pfarrer», die eigentlich Theologen unterstützt, wenn sie Opfer von Mobbing wurden. Aber Johnsen kümmert sich auch um andere Missstände. Dass ein Pharmakonzern ein Kind sterben lässt? Für ihn klingt das nach einem gewaltigen Missstand. Er recherchiert. Schnell findet er weitere Fälle, in denen Pharmafirmen ein Medikament verweigert haben. Johnsen kann nicht glauben, dass eine Firma, die ja ein geschäftliches Interesse hat, über Leben und Tod entscheidet. Er kontaktiert Journalisten und das Gesundheitsministerium. Ihn beschäftigt die Frage: Ist die Weigerung von BioMarin, Hannah das Medikament zu geben, unterlassene Hilfeleistung? Er überlegt, ob man wohl vor Gericht klagen könnte. Im *Deutschen Pfarrerbericht* schreibt er im Februar 2016 ein Rechtsgutachten aus.

Das Pharmaunternehmen

In Paris begegnet zu dieser Zeit ein Mann immer wieder dem Namen BioMarin. François Houÿez arbeitet bei Eurordis, einem Bündnis von mehr als 700 Patientengruppen, das sich «Die Stimme der Menschen mit seltenen Krankheiten in Europa» nennt. Houÿez hat gehört, dass nicht nur Hannahs Eltern in Deutschland, sondern auch polnische, serbische und britische Eltern bei BioMarin um das Medikament BMN 190 gebeten haben. Die Medien haben schon berichtet, für Houÿez bedeutet das: Der Konflikt um BioMarin und das NCL2-Medikament ist dabei, zu eskalieren.

«BioMarin hat einen grossen Fehler gemacht», sagt Houÿez. Er meint aber nicht das Nein der Firma auf die Bitte der Eltern. Am 12. Januar 2015 – es sind erst neun Kinder zu Studienzwecken behandelt worden – preist BioMarin in einer Presse-

mitteilung sein neuestes Produkt an. Alle neun Patienten hätten sich stabilisiert, bei sechs von ihnen scheinbar der Verlauf der Erkrankung sogar gestoppt. Jean-Jacques Bienaimé, der Chef von BioMarin, wird mit dem Satz zitiert: «Diese Therapie könnte einen entscheidenden Unterschied für Kinder mit NCL2 bedeuten.»

Man kann gar nicht anders, es ist ein Reflex

Diese Worte richten sich offenbar an Investoren. BioMarin hat gerade 680 Millionen Dollar ausgegeben, um ein anderes Mittel zu erforschen – ein enormes finanzielles Risiko. Was also liegt näher, als ein Signal zu senden: Seht her, wir haben Erfolg!

Doch François Houÿez sagt: «Am Anfang einer Studie solche Erfolge zu kommunizieren, ist fatal», denn natürlich lesen nicht nur Investoren solche Pressemitteilungen.

Eltern erkrankter Kinder, organisiert in Selbsthilfegruppen, oft über Ländergrenzen und Kontinente hinweg, oft per Facebook, verfolgen jede Veröffentlichung über neue Forschungen, die ihre Kinder retten könnten. So ist es auch mit der Pressemitteilung von BioMarin. Dazu bestimmt, gut in den Ohren von Investoren zu klingen, macht sie Eltern Hoffnung, die zusehen müssen, wie ihre Kinder verlernen, zu laufen, zu sprechen, zu

schlucken. Dennoch antwortet BioMarin auf Anfragen nach dem Medikament, das so erfolgreich scheint: Es ist noch zu früh. Wie sollen die Eltern das verstehen?

In Deutschland richten Hannahs Eltern eine Facebook-Seite ein: «Helft Hannah, 9 Jahre». Auf change.org starten sie die Petition «#SaveHannah». Journalisten werden auf Hannahs Schicksal aufmerksam und berichten, worauf-

hin in Berlin der Pfarrer Christian Johnsen das Rechtsgutachten ausschreibt und in Paris François Houÿez bei BioMarin anruft und eine Einladung ausspricht.

Houÿez, die Stimme der Patienten, ist ein Mann der leisen Töne. Er hält nichts davon, ein Unternehmen anzuprangern. Aus Erfahrung weiss er, dass es gute Gründe geben kann, ein Medikament zurückzuhalten. Bloss findet er: Das Unternehmen sollte sie den Eltern erklären. Seine Idee: ein Treffen auf neutralem Boden in Paris, mit ihm als Mittler. Aber würde BioMarin, eine Firma, die schon am Pranger steht, sich darauf einlassen?

Die Medien

In einer Auseinandersetzung zwischen einem Pharmaunternehmen und den Eltern eines sterbenden Kindes ist es nahezu unmöglich, sich den Emotionen zu entziehen, die das Leid auslöst. Auch für einen Journalisten. Besucht man Klara in diesem Frühling im Abstand weniger Wochen und sieht, wie viel wackeliger ihr Gang in dieser kurzen Zeit wird, wie ihr immer öfter Wörter nicht mehr einfallen, die sie zuvor noch beherrschte, dann denkt man schnell: Was ist das für eine Firma, die diesem Kind ein Medikament verweigert? Man kann gar nicht anders, es ist ein Reflex.

BioMarin zu verstehen fällt umso schwerer, als das Unternehmen gegenüber Journalisten weitgehend schweigt. Die Pressesprecherin verschickt Statements, in denen das Gleiche steht wie damals in der E-Mail an die Brenners: Man nehme die Si-

«Ist es fair, ein Kind zu bevorzugen, weil seine Eltern wissen, wie man Facebook nutzt?»

cherheit sehr ernst. Man tue alles, um die Therapie so schnell wie möglich allen Kindern zur Verfügung zu stellen. Wer Bio-Marin besser verstehen will, muss einen Umweg gehen. Dieser Umweg führt zu Josh Hardy.

Jedes Pharmaunternehmen in den USA kennt die Geschichte dieses Jungen aus Fredericksburg im US-Bundesstaat Virginia. Und wahrscheinlich ist das der Grund für die Wortkargheit der Branche, wenn Journalisten Fragen zum Thema *compassionate use* stellen.

Im Februar 2014 ist Josh Hardy sieben Jahre alt. Er hat Krebs, gerade ist ihm Knochenmark transplantiert worden. Alles ist gut gegangen, aber jetzt ist Josh krank. Adenoviren. Für Gesunde eine harmlose Infektion, für frisch Transplantierte, deren Immunsystem unterdrückt ist, eine tödliche Gefahr.

Joshs Ärzte wissen, dass die Biotechfirma Chimerix in North Carolina ein Medikament entwickelt, das Brincidofovir heisst und gegen verschiedene Viren gut zu wirken scheint, darunter Adenoviren.

Am 12. Februar fragen Joshs Ärzte bei Chimerix an, ob sie das Medikament bekommen können. Sie erhalten eine Absage.

Am 5. März – inzwischen versagen Joshs Nieren – fragen seine Ärzte noch einmal bei Chimerix an. Wieder eine Absage.

Am 6. März schreibt Aimee Hardy, Joshs Mutter, auf Facebook: «Bitte helft uns, unseren Sohn zu retten. Teilt diesen Post, wenn ihr glaubt, dass das Leben eines Kindes wichtiger ist als Geld.»

Was in den folgenden fünf Tagen geschieht, wird in den USA die Debatte um *compassionate use* für immer verändern.

Ein Restaurant in Chapel Hill, North Carolina, 20 Autominuten entfernt vom Sitz der Firma Chimerix. Kenneth Moch hat einem Gespräch sofort zugestimmt und gesagt, er werde sich so viel Zeit nehmen wie nötig. Moch, heute 62, ist der Pharmachef, der Nein gesagt hat.

Das Erste, was er loswerden will: wie sehr er den Begriff *compassionate use* hasst. «Weil er impliziert, man habe kein Mitgefühl, wenn man ein Medikament nicht herausgibt.» Moch sagt: «Glauben Sie nicht eine Sekunde, ich hätte kein Mitgefühl mit Josh gehabt.» Als Nächstes wiederholt er, was er schon gesagt hat, als Josh im Sterben lag: «Es geht nicht um Josh. Es geht um viele Joshs.»

Kenneth Moch tut, was er für seine Pflicht hält

Moch hat Chimerix 2009 übernommen, damals ein 25-Mann-Unternehmen. Die Tests mit dem Medikament Brincidofovir sind recht weit fortgeschritten. Im Juni 2009 erhält Chimerix eine erste Bitte um *compassionate use*, Moch gibt das Medikament heraus. Im September eine zweite Anfrage, wieder gibt Moch das Medikament heraus.

In den nächsten neun Monaten kommen 50 Anfragen. Dann weitere 50 in nur drei Monaten. Bis Ende 2012 sind es insgesamt 430, immer sagt Moch Ja. Zu dieser Zeit läuft eine Förderung der Regierung für Chimerix aus. Der finanzielle Druck steigt.

Moch entscheidet, das *compassionate use*-Programm zu beenden. Alle Gelder sollen nun in die letzten notwendigen Tests fließen, damit das Medikament so schnell wie möglich zugelassen

werden kann. «Es war eine harte Entscheidung», sagt Moch. Er sagt auch, dass er sich noch heute an die Stimme einer Mitarbeiterin erinnert, die in seinem Büro stand, den Tränen nahe, und fragte: «Aber was ist mit den Babys?»

Brincidofovir ist damals eines der zwei Medikamente von Chimerix. An ihm hängt die Zukunft der Firma und die von 55 Mitarbeitern. Das Medikament schnell auf den Markt zu bringen ist eine Entscheidung für den Profit. Aber nicht nur. Auch viele Patienten werden davon profitieren.

So denkt Kenneth Moch damals. Er denkt auch: Angenommen, Josh bekommt das Medikament und stirbt. Vielleicht gefährdet das die Zulassung. Jeder Todesfall wird gemeldet, auch wenn er ausserhalb einer klinischen Studie passiert. Was Moch möglicherweise noch denkt, auch wenn er es so deutlich nicht formuliert: Wenn Josh stirbt, besteht die Gefahr, dass Investoren das Vertrauen verlieren. Niemand will von Investoren hören, wenn es um die Rettung eines Kindes geht. Aber wenn die Firma pleite ist, wird es überhaupt kein Medikament geben.

Es geht beim Thema *compassionate use* immer auch um ein ethisches Dilemma: Was, wenn die sofortige Rettung eines Patienten die spätere Rettung vieler Patienten verhindert? «Zukünftige Patienten» nennen Ethiker sie – und auch ihre Leben zählen. Sie sind es, die Kenneth Moch meint, wenn er von den vielen Joshs spricht. Ein Leben gegen viele. Moch empfindet es als seine Aufgabe, sich für die vielen zu entscheiden.

Chimerix hat bereits mehr als 300 Anfragen nach *compassionate use* abgelehnt, als Joshs Ärzte Kontakt aufnehmen. Damit gibt es ein weiteres Dilemma. «Wie sollte ich bei Josh Ja sagen, wenn ich bei allen anderen Nein gesagt

hatte?», fragt Moch. «Wie würden Sie sich fühlen, wenn Sie die Eltern eines der anderen Kinder wären?» Es geht nicht nur um Gerechtigkeit für die zukünftigen, sondern auch für die früheren Patienten.

Freitag, der 7. März 2014. Schon am Morgen haben Hunderte Menschen E-Mails an Chimerix geschrieben, das Telefon klingelt und klingelt. Die ersten Journalisten rufen an. Kenneth Moch tut jetzt, was er für seine Pflicht hält: Er erklärt die Zwänge, in denen er steckt, in Zeitungen, im Radio, im Fernsehen. Er hat keine Chance gegen eine Mutter, die auf Facebook Bilder ihres krebskranken Sohnes postet. Josh im Krankenhausbett, die Haare ausgefallen, in der Nase ein Sauerstoffschlauch.

Bald gibt es «Save Josh»-T-Shirts, auf Twitter trendet der Hashtag #savejosh. Aimee Hardy zieht in einen digitalen Krieg. Auf Facebook schreibt sie von «Joshs Armee», die gegen Chimerix kämpft. «Josh hat einen weiteren Tag überstanden, und wir werden unerbittlich sein.» – «Ruft die Firma an, ruft den Vorstand an.» – «Meldet euch bei eurem Kongressabgeordneten, Senator, Gouverneur.»

Kenneth Mochs Facebook-Seite füllt sich mit Beschimpfungen: «Wenn Ihre Kinder im Sterben lägen und das Medikament bräuchten ... Aber es ist nicht Ihr Sohn, also tun Sie nicht alles, was Sie können. So einfach ist es. Und so abscheulich.»

Kenneth Moch sagt: «Ich bin immer wieder gefragt worden, was ich tun würde, wenn es mein Kind wäre. Ich habe zwei Söhne, und ja, ich würde alles für sie tun. Der Punkt ist: Ich war nicht der Vater. Ich war der Chef des Pharmaunternehmens.»

>>

«Ich verspreche Ihnen, wenn er stirbt, dann werden Sie sein Gesicht sehen, sobald Sie die Augen schliessen, und zwar für den Rest Ihres Lebens.»

Kenneth Moch sagt: «Niemand sollte denken, dass es als Chef leicht ist, diese Entscheidung zu treffen. Es ist der Horror. Nichts daran ist gut.»

«Sie sind ein Stück Scheisse.»

«Geldgeiles Arschloch.»

«Wir hoffen, Sie sterben, Kindermörder!»

«Wir hoffen, Sie sterben, Kindermörder!»

Als Moch aus einem Fernsehstudio kommt, in dem er ein Interview gegeben hat, erwarten ihn Sicherheitsbeamte. Es lägen E-Mails mit Todesdrohungen vor. Moch darf nicht nach Hause, Polizisten begleiten ihn und seine Frau zu einem Hotel, in dem sie anonym einchecken.

Was Joshs Familie nicht weiss und was auch die Journalisten nicht wissen: Hinter den Kulissen bemühen sich Moch und die amerikanische Zulassungsbehörde um eine Lösung der Krise.

Wenn eine weitere Studie zur Wirkung des Medikaments bei Adenoviren, die Chimerix bereits in Planung hat, sofort starten könnte, würde man Josh Hardy als ersten Teilnehmer aufnehmen. Es würde sich nicht um *compassionate use* handeln, aber Josh könnte behandelt werden.

Dienstag, 11. März. Am Abend gibt Chimerix den Start der neuen Studie bekannt. Am Mittwoch beginnt Joshs Therapie. Er überlebt.

«Möge Gott Sie segnen.»

«DANKE DANKE DANKE!!!»

Die *right to try*-Bewegung in den USA wird den Fall Josh Hardy in den folgenden Monaten als Sieg der Patienten verkaufen. Aber ist er es?

Für Arthur Caplan, einen Ethikprofessor an der New York University, nicht. Vor 20 Jahren entwickelte er das System mit, nach dem in den USA Organe für Transplantationen zugeweiht werden. Er ist eine Autorität in Sachen Gerechtigkeit – und einer der heftigsten Kritiker der *right to try*-Bewegung. Caplan traut sich, sehr unpopuläre Dinge zu sagen. Wer nicht über Menschenleben entscheiden sollte, sind seiner Meinung nach:

Eltern schwer kranker Kinder.

Journalisten.

Facebook-User.

Ist es fair, ein Kind zu bevorzugen, weil seine Eltern wissen, wie man Facebook nutzt?

Arthur Caplan, Ethikprofessor

Caplan fragt: «Ist es fair, wenn Josh Hardy ein Medikament bekommt, weil er ein süsser Junge ist? Ist es fair, ein Kind zu bevorzugen, weil seine Eltern wissen, wie man Facebook nutzt? Was ist mit einem kranken Kind, dessen Eltern nicht auf Facebook sind?»

Als Einziger stellt Arthur Caplan sich während des Shitstorms öffentlich an die Seite von Kenneth Moch. Der sagt heute, dass er bei einem neuen Fall Josh alles wieder genauso machen würde. Nur in einer Sache sei er nicht mehr so sicher: dass der Chef eines Unternehmens Stellung beziehen sollte. «Ich dachte, es sei das Richtige. Aber ich konnte sagen, was ich wollte. Niemand hat zugehört.»

Drei Wochen nach dem Shitstorm wird Kenneth Moch von zwei der neun Chimerix-Aufsichtsräte zum Frühstück eingeladen. Sie feuern ihn.

Das Pharmaunternehmen

Viele Pharmachefs haben seither bei Kenneth Moch angerufen. Sie suchen seinen Rat. Sie wollen nicht, dass ihnen das Gleiche passiert wie ihm. Moch sagt, dass er sehr gut verstehen könne, warum BioMarins Chef Jean-Jacques Bienaimé schweigt.

Es ist Anfang Februar 2016, als François Houÿez in einem Konferenzraum des Patientenbündnisses Eurordis eine Gruppe von Gästen empfängt. Er hat es tatsächlich geschafft: Fünf leitende Mitarbeiter von BioMarin sitzen Eltern aus verschiedenen Ländern gegenüber, deren Kinder NCL2 haben.

BioMarin teilt ihnen mit, dass es ein *compassionate use*-Programm geben wird. Unter zwei Bedingungen. Die Studie muss gute Ergebnisse bringen. Und die Behörden müssen die Teilnahme an einem beschleunigten Zulassungsverfahren erlauben. Tun sie das, hat das Präparat beste Chancen, auf den Markt zu kommen.

«Wenn die Zulassungsbehörde kein positives Signal gibt», erklärt Houÿez, «dann müsste BioMarin vielleicht noch mehr Kinder in einer klinischen Studie behandeln.» Der Start einer neuen Studie wäre aber unmöglich, wenn zu viele Patienten das Medikament schon vor der Zulassung bekommen hätten. Bei einer seltenen Erkrankung wie NCL2 gäbe es vielleicht

gar nicht genug Probanden.

Anfang März 2016 präsentiert BioMarin die Ergebnisse der Studie. Sie sind sensationell. Bei 20 von 24 Kindern ist die Krankheit deutlich langsamer vorangeschritten. «Kindliche Demenz erstmals medikamentös gebremst», schreibt das Hamburger UKE in seiner Pressemitteilung. Die erste Bedingung für ein Härtefallprogramm ist erfüllt.

In Kiel ist die Freude bei den Brenners riesig. Die Eltern sind jetzt sicher: Sie wollen das Medikament für Klara. Noch aber müssen sie weiter warten, noch haben die Behörden kein positives Signal für die beschleunigte Zulassung gegeben. Jetzt, wo die Ergebnisse der Studie da sind, wird das Warten für die Brenners unerträglich. Sie müssen dabei zusehen, wie ihre Tochter jeden Tag ein bisschen mehr abbaut.

Klara trägt jetzt einen Helm, weil sie so oft fällt.

«Wie viel schlimmer kann es noch werden?»

Klara steht jetzt vor dem Waschbecken und hat vergessen, wie das geht: Zähne putzen.

Am 3. Mai 2016 verkündet BioMarin in einer Pressemitteilung, der Teilnahme am beschleunigten Zulassungsverfahren sei zugestimmt worden. Auch die zweite Bedingung ist erfüllt.

Es wird also tatsächlich ein *compassionate use*-Programm geben. Kathrin und Dominique Brenner müssten erleichtert sein. Aber ein Satz macht ihnen Sorgen. Von einer «begrenzten Anzahl von Patienten» ist die Rede. Das bedeutet: Es ist nicht klar, ob Klara behandelt wird. Sie wissen nicht, nach welchen Kriterien Patienten in das Programm aufgenommen werden. Und: Das Programm beginnt voraussichtlich erst im September, in vier Monaten. In der Zeitrechnung, die NCL2 der Familie Brenner aufzwingt, sind das Jahre.

«Ich dachte, es sei das Richtige. Aber ich konnte sagen, was ich wollte. Niemand hörte zu.»



In Klaras Gehirn verkleben die Nervenzellen und sterben ab.

Aus dem Verständnis der Brenners für BioMarin wird Unverständnis, fast Wut. Warum nur dauert das alles so lange? Unter anderem deshalb, weil die Herstellung des künstlichen Enzyms ein halbes Jahr braucht. Die Bioreaktoren, aus denen das Enzym für die Studie stammt, können nur eine begrenzte Menge produzieren. BioMarin hat bereits angefangen, eine grössere Anlage zu bauen. Aber noch ist sie nicht in Betrieb. Wie geht das Unternehmen mit der knappen Ressource um? Wem gibt es das Enzym, so lange nicht genug vorhanden ist? Die Verantwortung einer Pharmafirma besteht darin, ein einzelnes Schicksal gegen viele abzuwägen. Sie muss kühl überlegen, wie sie der grösstmöglichen Anzahl von Menschen helfen kann. So können die Brenners als Eltern unmöglich denken. Für sie geht es nur um ihre Tochter Klara.

Ende Mai beschliessen Kathrin und Dominique Brenner, Klaras fünften Geburtstag um drei Wochen vorzuziehen, ihn statt am 18. Juni am 28. Mai zu feiern.

Klara wird nicht sterben vor ihrem echten Geburtstag. Aber vielleicht wird sie dann schon nicht mehr laufen können. Oder ihre Sprache wird so verwachsen sein, dass die anderen Kinder sie nicht mehr verstehen. Vielleicht wird sie auch wieder einmal so erschöpft sein, dass sie den ganzen Tag schlafen will.

Wem gibt die Pharmafirma das Enzym, solange nicht genug vorhanden ist?

Also steht Kathrin Brenner Ende Mai in der Küche ihres

Reihenhauses, holt einen Rührkuchen aus dem Ofen und glasiert ihn grün, in Klaras Lieblingsfarbe. Mitten auf den Kuchen setzt sie ein weisses Spielzeugpferd mit schwarzen Punkten, der «Kleine Onkel», das Pferd von Pippi Langstrumpf. Sechs Mädchen aus dem Kindergarten werden kommen. Manche Eltern waren erschrocken, als sie von dem vorgezogenen Fest hörten. «Bringt das nicht Unglück?», haben sie gefragt. «Wie viel schlimmer kann es noch werden?», hat Kathrin Brenner gedacht. Sie zieht ihrer Tochter bunte Strumpfhosen an und flicht ihre rückenlangen braunen Haare zu zwei Zöpfen. Klara ist jetzt Pippi, das stärkste Mädchen der Welt, Pippi, die sogar ihr Pferd hochheben kann.

Klara kann jetzt beim Essen die Gabel nicht mehr halten. Klara muss jetzt auf der Toilette festgehalten werden, damit sie nicht vom Sitz kippt.

Im Juni besuchen die Brenners eine Rehamesse in Hamburg, lassen sich erklären, wie ein Pflegebett funktioniert und wie sie ihren Hauseingang mit der steilen Treppe rollstuhlgerecht umbauen könnten.

«Um wen geht es denn», fragt der Aussteller am Stand, «die Oma, den Opa?»

«Um unsere Tochter.»

Dominique Brenner überlegt längst, wie sie ein neues Auto finanzieren können. Schon das Therapie-Dreirad, das Klara jetzt hat, passt nicht in ihren Opel Astra. Für einen Rollstuhl wäre erst recht kein Platz.

Das Gesetz

Ende Juli bekommt der Berliner Pfarrer Christian Johnsen das Gutachten, das er im Februar in Auftrag gegeben hat. Das Er-

>>

gebnis: Die Weigerung, ein Medikament zu verabreichen, ist keine unterlassene Hilfeleistung. Es gibt nach geltendem Recht keine Möglichkeit, ein Unternehmen zur Herausgabe zu zwingen. Einzig wenn ein Unternehmen ein *compassionate use*-Programm starten und ein bestimmtes Kind ohne nachvollziehbare Gründe davon ausschliessen würde, könnten Anwälte versuchen, dem Unternehmen vor Gericht Willkür nachzuweisen. Dies könnte am ehesten gelingen, wenn der Verlauf bei zwei Kindern etwa gleich weit fortgeschritten wäre und das eine Kind behandelt würde, das andere aber nicht.

Ein Schlupfloch für eine Klage, glaubt Johnsen.

Aber sogar wenn sich ein solcher Willkürverdacht vor einem deutschen Gericht beweisen liesse, bestünde die nächste Hürde darin, die Anerkennung des Urteils in jenem Land durchsetzen zu müssen, in dem das Pharmaunternehmen seinen Sitz hat, im Fall von BioMarin also in den USA. Die Erfolgsaussichten: extrem gering.

Wollte man mehr Patienten Zugang zu neu entwickelten Medikamenten verschaffen, müsste man wohl Gesetze ändern, zum Beispiel so, dass Unternehmen nicht nur etwas zu verlieren hätten bei *compassionate use*, sondern auch etwas zu gewinnen. Denkbar wäre, dass sie die Medikamente nicht mehr kostenlos abgeben müssten. Aber die Debatte über ein solches Gesetz würde lange dauern. Und es würde auch nur einen Anreiz für die Unternehmen schaffen. Es würde nicht dafür sorgen, dass jeder, der will, sofort das neue Medikament bekommt. Das Dilemma lässt sich nicht wegregeln. Aber vielleicht gibt es noch einen anderen Weg. Einen Kompromiss, der Menschlichkeit und Ökonomie miteinander vereinbart.

Fast ein Jahr hat Kathrin Brenner gekämpft

In New York hat vor zwei Jahren der Ethikprofessor Arthur Caplan eine Idee. Er denkt darüber nach, ob man die Entscheidung über *compassionate use* an ein externes Komitee auslagern könnte, das anstelle des Pharmaunternehmens entscheidet. Es ist Zufall, dass Caplan mitten in seine Überlegungen hinein einen Anruf des medizinischen Leiters von Janssen erhält, einem der grössten Pharmaunternehmen der Welt. Janssen stellt das bekannte Durchfallmittel Imodium her, entwickelt aber auch

Wirkstoffe gegen Alzheimer und Krebs. Im Jahr 2014 laufen Tests für ein neues Mittel gegen Knochenkrebs. Der medizinische Leiter entscheidet über *compassionate use*-Anfragen. Eine Aufgabe, die ihm zu schaffen macht. Am Telefon fragt er den Ethikprofessor Caplan: «Wie könnten wir das besser regeln?» Kurz darauf gründet Janssen mit der New York University das *Compassionate Use Advisory Committee*, kurz: CompAC. In dem zehnköpfigen Komitee sitzen Patientenvertreter, Ärzte und Ethiker, darunter Caplan selbst. Einige Kollegen, die Caplan für das Projekt gewinnen wollte, haben ihm abgesagt. Über

Leben und Tod zu entscheiden war ihnen, die sich tagein, tagaus beruflich mit der Frage beschäftigen, was richtig ist und was falsch, eine zu grosse Bürde.

Von Juli 2015 an leitet Janssen alle *compassionate use*-Anfragen nach seinem neuen Krebsmedikament anonymisiert an das Komitee weiter. Das Komitee entscheidet jeweils innerhalb einer Woche: ja oder nein.

CompAC sagt im Schnitt bei jedem fünften Patienten Nein – einen Shitstorm gibt es nicht. Das Medikament ist heute zugelassen.

Caplan glaubt, dass Patienten es eher akzeptieren, wenn ein externes Gremium über ihr Schicksal entscheidet, als wenn das ein Pharmaunternehmen tut. CompAC plant als Nächstes ein Projekt mit einem Medikament für Kinder. «Ein härteres Gebiet», sagt Caplan.

Klara

Anfang Juli bewilligt das Bundesinstitut für Arzneimittel, die deutsche Zulassungsbehörde, das *compassionate use*-Programm für BioMarins künstliches Enzym. Die Brenners erfahren davon bei einem Termin im UKE. Immer noch ist unklar, ob Klara teilnehmen darf.

Es beginnen quälende Wochen, jeden Tag warten die Brenners auf einen Anruf, auf ein Ja oder ein Nein. Ende Juli machen sie eine Woche Urlaub in Schweden, besuchen in Vimmerby die Villa Kunterbunt.

Es gab Momente, da dachte ich: Ist es richtig, dass wir Klara all dem aussetzen?

Dann endlich, die Familie ist zurück in Kiel, ruft die Ärztin an. Die Brenners sollen ins UKE kommen. Drei Tage später wird Klara operiert. Unter ihrer Kopfhaut sitzt nun jene Kapsel, durch die das künstliche Enzym injiziert wird, BioMarin hat es mittlerweile auf den Namen Brineura getauft. Nach der Operation weint Klara viel. Ständig sagt sie, dass sie nach Hause will, sie ist völlig erschöpft. «Es gab Momente», sagt Kathrin Brenner einige Tage später, «da dachte ich: Ist es richtig, dass wir Klara all dem aussetzen?»

Am Freitag, dem 26. August, sitzt Kathrin Brenner auf dem Bett der Intensivstation und hält ihre Tochter im Arm. Vier Stunden und 15 Minuten dauert es, bis die Lösung mit der ersten Dosis des künstlichen Enzyms in Klaras Hirn gesickert ist. Fast ein Jahr hat Kathrin Brenner dafür gekämpft, dass ihre Tochter dieses Medikament bekommt. Jetzt kann sie nur hoffen, dass es wirkt, dass BioMarin gute Arbeit geleistet hat. Dieser Firma gegenüber, die sie manchmal verzweifeln liess, empfindet sie heute vor allem eins: Dankbarkeit. ●

Vielleicht gibt es einen Kompromiss, der Menschlichkeit und Ökonomie miteinander vereinbart.

Hinter der Geschichte

Ausgangsfrage: Immer wieder erscheinen Berichte über angeblich skrupellose Pharmaunternehmen, die neue Medikamente zurückhalten. Was steckt wirklich dahinter?

Die Recherche: Den Kontakt zu den Brenners stellte eine Selbsthilfegruppe her. Im April stimmten sie zu, sich begleiten zu lassen. In den folgenden Monaten bekamen sie manchmal Angst vor einer Veröffentlichung. Andere Eltern warnten sie, dass Journalisten ihr Schicksal ausschlichten und BioMarin anprangern würden. Das könne den Konflikt mit dem Unternehmen anheizen und so Klara schaden.

Grenzen der Recherche: Sowohl BioMarin als auch das UKE waren trotz mehrfacher Anfragen nicht zu einem Interview bereit. Beide nannten keine Begründung.

Die Lebensgestaltung von pflegenden Angehörigen

Neben der Bewältigung des Alltags bleibt oft keine Zeit und Kraft für Eigenes.

Von Christina Affentranger Weber*

Sei es in Fachzeitschriften, in aufwendigen Studien oder in der Fachliteratur, überall trifft man dieselben Aussagen an: Pflegende Angehörige sind weniger gesund als gleichaltrige Menschen, die keine Pflege leisten. Sie nehmen mehr Medikamente als Gleichaltrige und stehen unter grossem Stress.

Es gibt unglaublich viel Fachliteratur zum Thema pflegende Angehörige. Sei dies bei Menschen mit Behinderung, bei länger dauernden Krankheiten oder in palliativen Situationen. Wie es sich wirklich anfühlt, kann man in seiner Tragweite wohl erst ermessen und nachvollziehen, wenn man es selber erlebt oder sich zumindest intensiv damit beschäftigt. Schön, dass dieses Thema nun auch auf nationaler Ebene in der nationalen Gesundheitsstrategie 2020 angekommen ist.

Auch welche Angebote zur Entlastung geschaffen werden sollten, wird relativ differenziert beschrieben. Allerdings stimmt die Sicht der Betroffenen nicht immer mit der Aussensicht überein.

Wo aber die pflegenden Angehörigen wirklich stehen, in welchen Lebensbereichen sie Belastungen erleben, wie dominant die Veränderungen sind und wie mit ihnen umgehen, das ist nur spärlich dokumentiert.

Welche Ziele, Wünsche und Träume bezüglich ihres eigenen Lebens haben pflegende Angehörige? Haben sie überhaupt Ziele? Sie müssten sie kennen. Nur so können wir sie wirkungsvoll und

nachhaltig entlasten. Oder ist die Bewältigung des Alltags so anstrengend, dass keine Kraft mehr übrig bleibt, um sich mit eigenen Träumen, Wünschen und Zielen zu befassen?

Solche Fragen stellen sich mir immer wieder, wenn ich mit diesem Thema konfrontiert werde. In den Gesprächen mit Angehörigen wird mir immer wieder bewusst, welche unglaubliche Leistung sie tagtäglich erbringen. Dies wird von der Gesellschaft nicht speziell gewürdigt. Es gehört sich einfach. Doch wie wäre es, wenn wir ihnen, nebst konkreten und unbürokratischen Unterstützungsleistungen, auch öffentlich Anerkennung und Wertschätzung entgegenbringen würden?

Ja, es ist so, dass nebst der Alltagsbewältigung oft keine Zeit und keine Kraft mehr für Eigenes bleibt. Die Deutlichkeit, mit der dies pflegende Angehörige im persönlichen Gespräch mir gegenüber zum Ausdruck bringen, löst bei mir immer wieder Betroffenheit aus.

* Christina Affentranger Weber leitet den Fachbereich Erwachsene Menschen mit Behinderung bei Curaviva Schweiz.



Menschen im Alter

Neue Präsidentin von Pro Senectute

Die Präsidentenkonferenz von Pro Senectute wählte im Oktober in Bellinzona Eveline Widmer-Schlumpf zur neuen Stiftungsratspräsidentin von Pro Senectute Schweiz. Sie wird ihr Amt am 1. April 2017 antreten. Eveline Widmer-Schlumpf übernimmt das Stiftungsratspräsidium von Toni Frisch, der das Amt seit 2011 innehatte. Toni Frisch sagt zur Wahl der ehemaligen Bundesrätin: «Ich bin glücklich, dass wir mit Eveline Widmer-Schlumpf eine so qualifizierte und kompetente Persönlichkeit für Pro Senectute gewinnen konnten.» Die Stabsübergabe erfolgt anlässlich des Starts der Jubiläumsfeierlichkeiten von Pro Senectute Schweiz zum 100-jährigen Bestehen am 1. April 2017 in Bern.

Sterbehilfe nimmt zu

In den vergangenen Jahren kam es in der Schweiz immer häufiger zu assistiertem Suizid. Die Suizidzahlen ohne Sterbehilfe sinken nicht weiter. Als einer von wenigen Staaten erlaubt die Schweiz die Beihilfe zum Suizid, sofern keine selbstsüchtigen Motive vorliegen.

Im Jahr 2014 haben 742 Menschen mit Wohnsitz in der Schweiz von der Möglichkeit eines assistierten Suizids Gebrauch gemacht, wie aus Angaben des Bundesamts für Statistik (Bfs) hervorgeht. Assistierte Suizide haben gemäss dem Bericht deutlich zugenommen: Im Vergleich zum Vorjahr liegen die Fallzahlen für 2014 um 26 Prozent höher, und zwischen 2009 und 2014 sind sie auf nicht weniger als das Zweieinhalbfache angestiegen. Zuletzt handelte es sich bei 1,2 Prozent aller Todesfälle in der Schweiz um assistierten Suizid. Allerdings widerspiegelt das Wachstum laut Bfs teilweise die steigende Zahl alter Menschen im Land. Die altersstandardisierten Raten nehmen nämlich etwas weniger zu als die absoluten Zahlen. 94 Prozent der Betroffenen sind 55-jährig oder älter (Zeitraum 2010-2014); unter 35-Jährige machen dagegen lediglich ein halbes Prozent aus. Wer durch assistierten Suizid aus dem Leben scheidet, leidet meist an einer schweren körperlichen Krankheit. Am häufigsten, in 42 Prozent der Fälle, handelt es sich dabei um Krebs. Es folgen neurodegenerative Krankheiten, Herz-Kreislaufkrankheiten und Krankheiten des Bewegungsapparats. In 3 Prozent der Fälle wurde eine Depression genannt, in 0,8 Prozent Demenz.

Menschen mit Behinderung

Was gilt als Behinderung?

In der Bundesrepublik Deutschland befürchten Menschen mit geringfügigen körperlichen oder geistigen Beeinträchtigungen, dass sie vom angekündigten «Bundesteilhabegesetz» im Vergleich zu den heute geltenden Gesetzen benachteiligt werden. Das Gesetz will neu regeln, wer behindert ist und wer nicht. Dafür sollen die Beeinträchtigungen in neun unterschiedlichen Lebensbereichen ermittelt werden. Wer in mindestens fünf davon spürbar eingeschränkt ist, erfüllt das Kriterium der Behinderung. Vor allem «Menschen mit Sinnesbehinderungen und psychischen Erkrankungen» könnten durch dieses Raster und damit aus der staatlichen Unterstützung fallen, fürchten die Sozialverbände. Mit einem Bad in der Spree vor dem Berliner Reichstag haben im September sehbehinderte und blinde Menschen medienwirksam auf ihre Be-

fürchtung aufmerksam gemacht. Süddeutsche Zeitung

Neue Bücher

Betreuung von Opfern von Kinderhandel

Die Fachstelle ECPAT Schweiz der Stiftung Kinderschutz Schweiz lanciert ein neues Handbuch zur Prävention, Identifizierung und Betreuung von Opfern von Kinderhandel. Indem es Fachleute aus Justiz, Sicherheit, Medizin, Verwaltung und Opferhilfe für Kinderhandel sensibilisiert und ihnen praxisorientierte Handlungsanweisungen bietet, trägt es zu einer verbesserten Früherkennung und Betreuung von Opfern bei. Ein Kapitel geht speziell auf das Asylwesen ein. Die Früherkennung potenzieller Opfer hat höchste Priorität. Nur wenn ein Kind als Opfer von Kinderhandel identifiziert wird, kann es die nötige Betreuung und Unterstützung erhalten. Wie das gelingt und wie ein Verdacht auf Kinderhandel erkennbar ist, zeigt das neue praxisorientierte Handbuch der Fachstelle ECPAT Schweiz der Stiftung Kinderschutz Schweiz: Zwar gibt es bereits international und schweizweit gültige Indikatoren zur Identifizierung von Menschenhandel. Diese gehen jedoch weder spezifisch auf Kinder ein, noch befassen sie sich mit der speziellen Situation von Minderjährigen, die sich im Asylverfahren befinden. Das Handbuch schliesst diese Lücken.

«Kinderhandel, Prävention, Identifizierung und Betreuung minderjähriger Opfer», Kinderschutz Schweiz/ECPAT, 89 Seiten, 2016, erhältlich auf Deutsch und Französisch, als PDF kostenlos unter www.kinderschutz.ch/publikationen abrufbar, gedruckte Version für 25 Franken unter info@kinderschutz.ch bestellbar.

Kochen für die Augen

Altersbedingte Makuladegeneration (AMD) ist die häufigste Ursache für schwere Sehbehinderungen im Alter. Verschiedene Studien deuten darauf hin, dass sich eine luteinreiche Ernährung positiv auf den Krankheitsverlauf auswirken kann. Mit «Kochen für die Augen» steht erstmals ein Kochbuch mit Rezepten zur Verfügung, die nicht nur gut für die Augen, sondern auch sehr schmackhaft und leicht nachzukochen sind. Die Krankheit führt zu ei-

nem Absterben der lichtempfindlichen Zellen im Zentrum der Netzhaut, der Makula. Betroffene können nicht mehr scharf sehen. Gesichter erkennen, und Lesen wird zunehmend schwieriger. Verschiedene Studien lassen den Schluss zu, dass sich eine Ernährung reich an Lutein und Zeaxanthin positiv auf den Krankheitsverlauf auswirken kann. Da der menschliche Körper diese Stoffe nicht selber produziert, müssen sie über die Ernährung aufgenommen werden. Diese Stoffe sind vor allem in Grünkohl, Spinat, Blattsalat, Petersilie, Bohnen, Mais und Eigelb enthalten. Das neue Kochbuch, herausgegeben von Bayer (Schweiz) AG, stellt Rezepte zur Verfügung, die besonders viel augenfreundliche Stoffe enthalten.

«Kochen für die Augen» ist auf Deutsch und Französisch erhältlich und kann ab sofort kostenlos bei Retina Suisse bezogen werden (Bestellungen unter info@retina.ch oder Tel. 044 444 10 77).



Gut lesbare Rezepte für die Augen, schmackhaft und leicht nachzukochen.

Die Apotheken mit betriebswirtschaftlichem Flair

Sicheres Medikamentenmanagement mit Medipack™

Die Topwell-Apotheken AG ergänzt ihr umfassendes Angebot für Pflegeinstitutionen durch Medipack™ – einer sicheren Verblisterung von Medikamenten. Sie profitieren bei einer Medikamentenabgabe mit Medipack™ durch geringeren administrativen und organisatorischen Aufwand. Im Gespräch mit Nadia Schweizer, Leiterin Marketing zum Thema Medipack.



Bild: Medipack™

Welches Leistungspaket bietet die Topwell-Apotheken AG für Pflegeinstitutionen an?

Die Topwell-Apotheken AG stellt die Basis eines breit gefächerten Leistungsangebots für Alters- und Pflegeheime und deren Bewohner dar. Wir gewährleisten dies sowohl mit unserem Netz an Offizin-Apotheken als auch mit unserem umfassenden Know-how in pharmazeutischen und therapeutischen Fragen sowie im pflegerischen und kaufmännischen Umfeld. Die Patientensicherheit und die therapeutischen und pflegerischen Ergebnisse stehen dabei im Zentrum. Kompetenz aus einer Hand ist dabei unsere Stärke. Wir möchten Ihre administrativen Aufwände mit unseren Dienstleistungen verringern.

Was ist Medipack™ und was zeichnet eine sichere Medikamentenabgabe damit aus?

Medipack™ steht für portionierte Medikamentenverpackungen im Filmbliester, die industriell unter strengen Sicherheits- und Qualitätsansprüchen für den einzelnen Bewohner hergestellt werden. Somit wird sichergestellt, dass das richtige Medikament, in der richtigen Dosierung zum korrekten Zeitpunkt eingenommen wird. Die Vielzahl an Medikamenten mit ähnlich klingenden Namen, ähnlich aussehender Form und Farbe und die zunehmende Anzahl an Generika stellt ein grosses Verwechslungspotential mit direktem und zum Teil gravierenden gesundheitlichen Auswirkungen für den Bewohner dar.

Wie werden die Medikamente verpackt?

In der von Swissmedic zertifizierten industriellen Herstellungsstätte werden die Medikamente im Medipack™ Filmbliester verpackt, kontrolliert und für den Versand an die Apotheke bereitgestellt. Die Auslieferung an den Bewohner erfolgt am Folgetag der Herstellung.

Welche Vorteile haben Sie durch Medipack™?

Die Vorteile für die Heime und das Schweizerische Gesundheitswesen sind markant. Den Krankenversicherern des Bewohners werden aus-

schliesslich die abgepackten Medikamente verrechnet. Dabei werden die Kosten der Therapien reduziert, da keine angebrochenen Packungen entsorgt werden müssen. Es wird Ihnen also nur verrechnet, was effektiv abgepackt wurde. Den Pflegeinstitutionen kommt Medipack™ entlastend entgegen, da der Rüstprozess wegfällt und mögliche Fehlerquellen markant reduziert werden können. Neben der Qualitätssicherung und Ressourcenminimierung erhalten die Heim-Mitarbeitenden mehr Zeit, um sich den Aufgaben mit den Bewohnern zu widmen.

Welche Vorteile haben Bewohner durch kleine und individualisierte Medikamentenverpackungen?

Für Bewohner vereinfachen sich zeitlich vorgegebene Einnahmen. Zudem wird die Verwechslungsgefahr von Medikamenten reduziert. Der Bewohner ist flexibel und kann seinen Medipack™ z.B. bei Wochenendbesuchen der Angehörigen oder Freunden leicht mitnehmen. Die Beschriftung der einzelnen Beutel ist einfach und klar gehalten, sodass sich der Bewohner sicher fühlen kann.

Was geschieht, wenn sich die Therapie des Bewohners kurzfristig ändert?

Eine kurzfristige Therapieanpassung ist durchaus möglich und wird jeweils durch die betreuende Topwell-Apotheke mit dem eingespielten Notfallszenario aufgefangen und gelöst. Über Medipack™ hinaus lagern die Topwell-Apotheken die vereinbarten Artikel für die Pflegeinstitutionen, was die Handlungsfähigkeit wesentlich begünstigt.

Welche Erfahrung wurden bisher mit Medipack™ gemacht – gibt es bereits zufriedene Kunden?

Über 1000 Kunden in der gesamten Deutschschweiz verwenden Medipack™ und vertrauen auf die sichere Portionierung ihrer Medikamente. Die Zahl der Kunden steigt stetig an und wird durch die Zusatzleistungen der Topwell-Apotheken AG ergänzt. Alters- und Pflegeheime und deren Bewohner schätzen das Angebot der «Kompetenz aus einer Hand».

Mit Medipack™ reduzieren wir Ihren administrativen Aufwand, damit Sie sich auf Ihre Bewohner konzentrieren können.

Haben wir Ihr Interesse geweckt?

Sie möchten künftig mehr Zeit und Engagement in Ihre pflegerischen Aufgaben investieren? Sie möchten die Patientensicherheit erhöhen, Ihren administrativen Aufwand reduzieren und dazu Kosten sparen? Wir unterstützen Sie gerne. Zögern Sie nicht uns unter 0800 268 800 zu kontaktieren.

Topwell-Apotheken AG

Bereich institutionelle Kunden
Nadia Schweizer, Leitung Marketing
Lagerhausstrasse 11, 8401 Winterthur
www.topwell.ch, ik@topwell.ch
Gratis Hotline: 0800 268 800

Perfekte **Hygiene-Sicherheit** für Wäsche und Geschirr



Wäschepflege und Geschirreinigung aus einer Hand

- Hygiene-Waschmaschinen für die gründliche Aufbereitung infektionsverdächtiger Wäsche
- Leistungsstarke Trockner mit kurzen Trocknungszeiten
- Platzsparende Muldenmangeln mit hohen Leistungsdaten
- Frischwasser-Geschirrspüler mit thermischer Desinfektion für hervorragende Reinigungshygiene
- Beste Wirtschaftlichkeit über die gesamte Nutzungsdauer

Telefon 056 417 27 51
professional@miele.ch
www.miele.ch/professional